

Ort: Wien

Zeit: 2009

Namen: ausgetauscht

„Und dann fahren wir mit dem Dampfer auf der Donau und später gehen wir zum Heurigen!“

Eine Wollmütze steht auf/in einem verwirrten, üppigen Gestrüpp, das Gestrüpp steht auch im Gesicht, das Gesicht ist (jetzt) freundlich („Er kann sehr aggressiv werden!“), friedlich, die Augen lachen ziemlich, die Stimme vollgepumpt mit Rotwein aus dem Tetrapack. Statur: nicht groß, dünn. Zwei blaurote Hände fuchteln beim Reden. Dicker grauer Pullover, verfilzt, Stehkragen, irgendwie muss man sich abgrenzen. Ich auch. Hinter einem beigefarbenen drei-glatt-drei-verkehrt-Kragen stehe ich daneben, völlig. Meint er das ernst mit dem Dampfer und dem Heurigen?

Seit einer halben Stunde stehe ich hier und daneben und im Regen, dabei ist es strohtrocken und ausgesprochen warm, obwohl die Tür ins Stiegenhaus offen ist („Damit uns die Leute, die uns suchen, gleich finden.“), und es ist Feber und der Feber ist heuer saukalt.

Zum Glück steht Albrecht (auch) neben mir. Er zündet sich eine Zigarette an. Er zündet sich eine nach der anderen an („Zuhause rauche ich den ganzen Tag keine einzige.“), dafür geht er in kurzen, gelben Ärmeln. Groß, weiße, wallende Haare, weißer, wallender Bart, sehr freundlich. Er ist fast jeden Tag hier.

„Wie bist du auf uns gekommen?“

„Internet. Ehrenamtsbörse.“

„Ah!“, er lacht. „Du bist die erste, die sich über diese Schiene meldet. Sie ist ganz neu. Ich hab uns erst vor zwei, drei Wochen hingestellt.“

„Dann bist du der eine und einzige Hauptamtliche? Im Internet steht, es gibt nur einen hauptamtlichen Mitarbeiter.“

„Nein. Bei uns ist sogar angeschissene Unterhosen auswechseln ein Ehrenamt. Aber das Formular im Internet sieht den Punkt hauptamtlich zwingend vor, also habe ich die kleinstmögliche Zahl hingeschrieben.“

„Angeschissene Unterhosen?“

„Keine Angst. Du musst hier nichts tun, was du nicht willst.“

„Hier“ ist die wahrscheinlich niederschwelligste Notschlafstelle in Wien. Keine Drogen, keine harten Getränke, keine Gewalt. Andere Zugangsbeschränkungen gibt es nicht. Es gibt nicht einmal eine Pforte am Eingang, eine Glas- oder Kunststoffwand, durch die man die Leute kommen sieht und dann auf den Türöffner drückt oder auch nicht. Nur eine Haustür einen Stock tiefer, die zwischen 18 und 22 Uhr jedem geöffnet wird, der auf den Klingelknopf drückt. Die Eingangstür der Notschlafstelle im ersten Stock steht in dieser Zeit sperrangelweit offen. Dieser Tür gegenüber, an einem Schreibtisch, auf dem ein Laptop steht und meistens ein riesiger Blumenstrauß, sitzt der oder die Ehrenamtliche, der/die an diesem Tag Abend- und Nachtdienst hat.

„Jeder kann zu uns kommen. Wir schreiben den Namen auf und die Daten, die er uns sagt, nachprüfen tun wir die Angaben nicht. Wir nehmen die Leute, wie sie sind und egal, woher sie kommen. Bei uns wird keiner abgewiesen, es sei denn, er hat Hausverbot oder es ist kein Bett mehr frei. Am Boden schläft niemand. Das ist zwar hart, wenn man die Leute im Winter wieder in die Kälte schicken muss, aber diese Grenze muss sein, sonst gehen wir unter. Die Leute dürfen ihre Hunde mitbringen,

ihren Wein und ihr Bier, wenn einer mit einer Schnapsflasche kommt, muss er sie abgeben. Wir hier schenken Tee, Saft und Wasser aus.”

Eine Nacht mit Verpflegung und Dusche kostet einen Euro. Gesellschaft und Wärme und die Bereitschaft zum Zuhören und miteinander Reden gibt es umsonst. Und wenn jemand keinen Euro hat, ist er auch willkommen.

Drei Stockwerke, über 40 Betten in Vier- bis Achtbettzimmern, in jedem Stockwerk großzügige Aufenthaltsbereiche, die Wände zum Teil bemalt, nicht beschmiert, sehr gemütlich gestaltet („Das haben unsere Gäste alles selbst gemacht!“), alles abwaschbar, alles geschenkt, gebraucht, geraucht wird hier, als wäre Rauchen ein Leistungssport („In den Zimmern nicht mehr, da haben wir es verboten, einmal wären wir fast abgebrannt.“), im ‚Empfang‘ viele Grünpflanzen, Plakate, Bilder, warme, kräftige Farben, einen PC gibt es, Internet für die Gäste nicht („Das wäre nur ein ewiger Streitpunkt.“), ein Schrank voller Bücher, Spiele, nur ein Fernseher, in der Küche wird fleißig gewerkt zwischen fast kinderbadewannengroßen Töpfen, Kasserollen, Kartons mit Brot, Gebäck, einem freistehenden Geschirrspüler, auf diesem Geschirrspüler Schüsseln voller Salat, am Tisch Körbe mit aufgeschnittenem Brot, auf einem Holzbrett ein mittleres Gebirge Kartoffelschalen, ein Blumenstrauß, zwei lachende, beschäftigte Gesichter („Die Küche kannst du dir später genauer anschauen, jetzt stören wir hier ein bisschen.“), Duschen, WC’s, drei Waschmaschinen, zwei davon funktionieren, 16 Kühlschränke („Brauchst du einen Kühlschrank? Wir haben 16 Kühlschränke geschenkt bekommen von einem Hotel. Ich konnte nicht gut nein sagen.“), neben den Waschmaschinen im obersten Stock ein Trockenraum, die Kästen im Trockenraum angefüllt mit Kleiderspenden, Kleiderausgabe bei Bedarf um 18 und um 20 Uhr, außerdem ein großer Raum für Veranstaltungen („Morgen zum Beispiel haben wir ein Chorkonzert.“) mit unendlich vielen Sitzgarnituren („Wir hatten sie am Anfang unten in den Aufenthaltsräumen stehen, wir wollten, dass es richtig gemütlich ist, aber in einer Notschlafstelle sind abwaschbare Sachen einfach besser, deshalb stehen die Polstermöbel jetzt alle hier heroben.“), hinter einem Vorhang etwas wie ein Fitnessgerät. Was noch? Ein gemütlicher Aufenthalts- und Schlafraum für den Abend- und Nachtdienst und von diesem aus zugänglich das Markenzeichen der Notschlafstelle, ein Balkon, den man von der Straße aus schon von Weitem sieht, in der Nacht leuchten einem bunte Lichterketten entgegen, untermittags (in der wärmeren Jahreszeit) ein Blätter- und Blütenmeer, das vom ersten Stock bis auf die Straße hinunter hängt. Und ein winziges Stück uralte Wiener Unterwelt gibt es auch noch, einen traumhaften Keller mit riesigen Kartoffelsäcken, Obst- und Gemüsesteigenstapel, sonst noch unheimlich viel und mindestens einer Maus.

Zwischen 18 und 22 Uhr ist Einlass, ab 19 Uhr gibt es Abendessen, ins Bett geschickt wird niemand, aber es wird an die Nachtruhe erinnert, besonders die, die viel trinken, werden an die Nachtruhe erinnert, weil um 6 Uhr Tagwache ist, der erste Weckrundgang, der zweite eine halbe Stunde später, Tee und Gebäck vom Vortag, wenn möglich um 7 Uhr, allerspätestens um 8 Uhr müssen alle bei der Tür draußen sein, ohne Ausnahme. Um 18 Uhr können sie wiederkommen. Viele kommen wieder. Ich auch.

Ich habe um diese Welt bisher einen großen Bogen gemacht, dabei ist die einzige Zeitung, die ich hin und wieder lese, der Augustin und wenn ein Augustinverkäufer, der Jahr und Tag am gleichen Platz steht, plötzlich nicht mehr auf diesem Platz steht, mache ich mir Sorgen um ihn. Vielleicht war es die Angst aufgefressen zu werden, die mich davon abgehalten hat mich hineinsaugen zu lassen in einen der

riesigen Plastiksäcke von dem Gefühl etwas tun zu müssen, an so viel Elend und Handlungsbedarf doch nicht einfach vorbeirennen zu können, davonrennen trifft den Punkt besser, auch vor der Tatsache, dass ich mich selber außerhalb der Norm bewege und es leicht sein kann, dass ich irgendwann in der Früh in einer Notschlafstelle aufwache.

Egal. Jetzt bin ich hier und neugierig. Ich werde in den nächsten Wochen, Monaten in Notschlafstellen mitarbeiten, wenn man mich brauchen kann, dem Ort Obdachlos nachgehen, in und aus den Notschlafstellen hinaus, Tageszentren, Sozialmärkte, ein paar Paragrafen vielleicht, keine Ahnung, was auf mich zukommt, Menschen hoffentlich, ein Dach über dem Kopf, eine Bleibe für ein kleines Zeitfenster. Meine Eindrücke, Gedanken, Fragen, Rufzeichen, Hilferufe werde ich wie gewürfeltes Gemüse in einen 10 Liter-Topf schmeißen (so groß sind die Töpfe für die Eintöpfe hier), umrühren. Wer will, kann sich nehmen. Wir sitzen alle im gleichen Boot. Die einen haben einen besseren Platz als die anderen, das ist alles. Besser ist falsch, bequemer ist besser. Kälter haben ‚sie‘ es auf jeden Fall als ‚wir‘ unter unserer dicken Tuchent, aber vielleicht stimmt nicht einmal das.

Ein Urwald ... Seit Tagen hänge ich im Internet und am Telefon. Die Eindrücke prasseln, aber ich kriege die Finger nicht weg von der Mouse und wenn doch, gehe ich in Notschlafstellen ‚schnuppern‘ und da prasselt es erst recht und wenn ich wieder herauskomme, bin ich mit Eindrücken so voll und zugepflastert, dass nichts Brauchbares aus mir herauskommt, weil die Gedanken durch mein Hirn schießen wie wild gewordene Bienen und etwas in mir sich weigert in diesen Sauhaufen hineinzugreifen, ihn vielleicht auch noch festzuhalten.

Erschreckende Zahlen:

Sozialbericht 2007-2008, herausgegeben vom Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz ([www.bmask.gv.at](http://www.bmask.gv.at)): Mehr als 1 Mio Menschen in Österreich haben ein Einkommen unter der Armutsgefährdungsschwelle (rund 900 Euro pro Monat), 400.000 Menschen gelten als arm, 90.000 davon sind Kinder.

Und das ist Schnee von (vor)gestern ...

Statistik der Stadt Wien ([www.wien.gv.at](http://www.wien.gv.at)): 2007 haben in Wien 88.629 Personen Sozialhilfe bezogen, 20.945 davon waren 15 bis 29 Jahre alt, 2008 waren es 93.547 bzw. 21.706, das heißt, 2009 sind es nicht ganz 100.000, 2010 ...

Website der Gruft ([www.gruft.at](http://www.gruft.at)): In Wien verbringen 500 - 700 Menschen die Nacht auf der Straße. (Die Gruft ist das größte und rund um die Uhr geöffnete Betreuungszentrum für akut wohnungslose Menschen in Wien.)

Ein paar beeindruckende Zahlen aus Wien:

Gruft: 60 Ehrenamtliche einschließlich Kochgruppen (diese Zahl steht auf der Website im Jahresbericht 2007, ich glaube nicht, dass sie seither gesunken ist).

VinziRast-CortiHaus (Notschlafstelle für bis zu 60 Personen und Wohnheim für 29 Personen): 47 Namen von Ehrenamtlichen stehen im Feber 09 auf [www.vinzirast.at](http://www.vinzirast.at).

VinziBett (Notschlafstelle für bis zu 47 Menschen): Auf [vinzibett.2page.de/](http://vinzibett.2page.de/) finden sich im Feber 09 folgende Angaben: 1 hauptamtlicher Mitarbeiter, etwa 18 Ehrenamtliche.

KuckucksNest (Notschlafstelle mit bis zu 45 Betten): Ausschließlich ehrenamtlich, 41 Namen stehen im Feber 09 auf [www.kuckucksnest.at](http://www.kuckucksnest.at).

Die Busse der Caritas ([www.caritas.at](http://www.caritas.at)):

- Der Canisibus und der Francescobus („die Suppe auf Rädern“) fahren an 365/366 Tagen im Jahr jeden Abend durch Wien, halten an je vier Stationen, jeden Tag zur selben Zeit, und bringen warme Suppe, frisches Brot, Tee - alles ehrenamtlich, auch das Kochen, die Busse laufen auf Spendenbasis.
- Der Louisebus, die fahrende Ordination für Menschen ohne Krankenversicherung, steht an fünf Tagen in der Woche zu fixen Zeiten an unterschiedlichen fixen Plätzen in Wien – nicht alles ehrenamtlich, aber mehr als 40 Ehrenamtliche arbeiten mit.

Nur eine Jahres/Zahl?

2010 ist das Europäische Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung.

Zwei riesige Dosen Bohnen, ein Berg Erdäpfel, ein Berg Zwiebeln, grüne Paprika. Nicht einmal zwei Stunden später stehen zwei 10 Liter-Töpfe am Thekentisch im Essraum, hinter dem Tisch eine Studentin, fröhlich, herzlich, mit einem Riesenschöpfer, vor dem Tisch die Gäste mit den leeren Suppentellern, einer nach dem andern füllt sich, ein Danke nach dem andern.

“Bitte nicht so viel Saft. Mehr Einlage.”

Riecht gut. Dazu Brot.

“Kann ich noch einen Nachschlag haben? Das schmeckt gut.”

“Hier schmeckt es immer gut“, kommt es aus einer Ecke.

Nachher Äpfel.

“Die sind ung’spritzt. G’sund.”

“Mein Asylantrag ist zurückgewiesen worden und berufen darf ich auch nicht! Und morgen muss ich zu einem Interview!”

Der junge Mann hält uns (genauer: der Leiterin der Notschlafstelle neben mir) zwei Zettel entgegen.

„Darf ich?“

Der eine Zettel ist ein Bescheid, aber nur ein Ladungsbescheid, Termin morgen. Gegen einen Ladungsbescheid kann man nicht berufen, das stimmt und steht drauf, aber man kann anrufen und versuchen den Termin zu verschieben, das steht auch drauf, und wenn man das nicht tut, sollte man sich auf den Termin vorbereiten.

“Wann haben Sie das bekommen?”

“Vor einer Woche in Traiskirchen.”

Der zweite Zettel ist eine Mitteilung, dass die Behörde vorhat den Antrag nach § 68 AVG zurückzuweisen, wenn er morgen nichts vorbringt und vorlegt, das ein anderes Vorgehen verlangt. Gibt es niemand, der den Leuten erklärt, was § 68 AVG bedeutet?

“Sie haben schon einmal einen Asylantrag eingebracht und der ist abgewiesen worden?”

“Ja. Aber man darf ja dreimal.”

Was heißt, man darf ja dreimal?

“Haben Sie den Abweisungsbescheid bei der Hand?”

“Nein. Man hat mir nie etwas gegeben. Ich habe nie etwas bekommen.”

Vielleicht hat er damals geglaubt, das ist eine Ladung ...

“Haben Sie irgendwelche Unterlagen, die Sie letztes Mal noch nicht hatten und die Sie morgen vorlegen können? Irgendetwas, das anders ist als letztes Mal müssen Sie morgen vorlegen, etwas Neues.”

“Ich muss mir eine Frau suchen. Ich brauche eine Frau, die mich heiratet, dann darf ich hierbleiben!”

Die Leiterin lacht ihn freundlich an: “Das ist eine gute Idee! Tun Sie das! Sie sind eh so fesch!” Dann zeigt sie ihm seinen Schlafplatz. Ihr Job ist die Notschlafstelle, (zum Glück) nicht das Asylrecht.

“Ich gebe dem Staat nichts und ich will vom Staat nichts.”

Österreicher. Irgendwo zwischen sechzig und siebzig. Bezieht weder Sozialhilfe noch Pension. Nicht, weil er nichts bekommen würde. Er will es nicht.

Ich würde das nicht schaffen. Zwischen sechzig und siebzig würde ich klein beigegeben, müde werden, nicht mehr den ganzen Tag unterwegs sein können und in Bahnhofshallen und U-Bahn-Stationen herumsitzen wollen. Irgendwann muss man aufhören auf Parkbänken zu liegen, weil die Wirbelsäule das nicht mehr aushält, leiser treten, die Füße hin und wieder hoch lagern und zwar bequem hoch lagern. Und wenn ich krank bin, würde ich mich unter die Tuchent vergraben wollen mit einer Wärmflasche, mir einen heißen Tee kochen, eine Suppe und dann schlafen, Musik hören, Ruhe haben wollen/müssen, gar nicht anders können.

Ich stelle mir das Leben auf der Straße ungeheuer anstrengend vor. Würde dieser Mann ein Buch schreiben, ich würde es mir sofort kaufen.

Ein Akkordfleischer aus Portugal. Ein energischer Mann. Groß, schlank, sucht Arbeit, sagt er, findet keine. Einen Job hätte es übers AMS für ihn gegeben, aber den habe dann ein anderer bekommen. Schwarzarbeit sei ihm angeboten worden irgendwo in Niederösterreich, 40 Euro pro Tag plus Essen und Übernachtung, aber das will er nicht.

“Ein paar Wochen bleibe ich noch. Dann gehe ich. Nach Deutschland vielleicht.”

Ich an seiner Stelle würde die Schwarzarbeit annehmen. Wäre mir lieber als den ganzen Tag nichts zu tun und mich am Abend von Ehrenamtlichen bekochen zu lassen. Würde mir blöd vorkommen. Aber ich weiß es nicht. Ich stecke zum Glück nicht in seiner Haut.

Konrad ist klein, mager, das Gewand steht, davon bin ich überzeugt, auch ohne den Herrn, die Haare krümmen sich in alle Richtungen, mittellang, die Hände meistens schwarz, es gibt keinen, dem ich die Dusche so wünsche wie ihm. Wenn er hin und wieder etwas isst und wenn er dabei redet, spuckt er, den Speichelfluss hat er nicht unter Kontrolle, das Gleichgewicht auch nicht. Alter irgendwo zwischen vierzig und sechzig. Streiten tut er, freundlich ist er, um halb zehn am Abend wankt er bei der Tür hinaus.

“Ich muss jetzt arbeiten gehen.”

Mein ratloser Blick.

“Er sammelt leere Flaschen und die bringt er morgen zurück.”

Ein hoffnungsloser Fall. Der wird nicht mehr anders.

Was ist Hoffnung und wer hofft hier was? Und was, wenn Konrad etwas anderes hofft? Als wer?

Hoffnung haben wird in Wikipedia (02/09) definiert mit “eine zuversichtliche innerliche Ausrichtung gepaart mit einer positiven Erwartungshaltung dahingehend haben, dass etwas, das dem Hoffenden wünschenswert erscheint, in der Zukunft eintritt, ohne dass wirkliche Gewissheit darüber besteht.”

Konrad wünscht sich, nehme ich an, dass in den Flaschen, die er einsammelt, noch etwas drinnen ist. Ein hoffnungsloser Fall?

Desolat sein dürfen. Vielleicht wünscht er sich das auch.

In der Früh muss ich jetzt immer an sie denken. Wenn ich aus dem warmen Bett steige und unterwegs bin in die warme Dusche und zum heißen Kaffee. Dass sie jetzt unterwegs sind in die Kälte. Vielleicht kiefeln sie gerade an einem alten Brot in der dicken Luft von gestern, suchen einen Rest Rotwein in den Tetrapacks im Mistkübel. Einige kämpfen sicher noch mit dem Wachwerden, die müssen dann nüchtern auf die Straße, denn spätestens um 8 Uhr marschieren alle bei der Tür hinaus. Wohin marschieren sie?

In ein paar Wochen weiß ich vielleicht schon mehr. Jetzt weiß ich nur, dass sie am Abend wiederkommen dürfen, eine Zeit lang, ein paar Tage, Wochen, Monate, je nach Auslastung und je nachdem, wie die einzelnen Einrichtungen es handhaben. Und dass nicht alle in alle Einrichtungen dürfen, weiß ich, aber wer warum in welche nicht darf, habe ich noch nicht bis ins Letzte durchschaut, nicht einmal bis ins Vorletzte. Es wimmelt nur so von Begriffen und Standpunkten.

Das heißt, eigentlich weiß ich noch nicht viel mehr als nichts. Nur, dass es jetzt kalt ist auf der Straße, die Zeit ewig auf den Bahnhöfen, U-Bahnstationen. Tageszentren gibt es einige. Wenige. Darf da jeder hin? Was tut man in einem Tageszentrum den ganzen Tag? Ein Wunderwuzi, wer da nicht trinkt. Schreiben könnte man.

Ein Drittel der Obdachlosen in Wien sind Jugendliche, sagten sie heute in der ZIB 2. Ob das stimmt? Und dass mehr Einrichtungen gebraucht werden. Das stimmt sicher. Es gibt nur eine Notschlafstelle (nur) für Jugendliche (a\_way) und ein Übergangwohnhaus plus Notschlafstelle für junge Leute zwischen 18 und 30 Jahren (JUCA – Haus für junge Erwachsene).

Null Privatsphäre. Das würde mir wahrscheinlich am meisten zu schaffen machen. Keine Tür zum Zumachen, nicht einmal ein eigenes Kaffeehäferl, überall nur geduldet, bestenfalls geduldet, nirgendwo nicht überflüssig, immer bitte sagen müssen und danke für einen Teller Gulasch aus der Dose. Das kann keine Freiheit sein. Ein Leben in der Auslage, die noch dazu niemand interessiert, die jeder weghaben möchte. Vielleicht ist das noch schlimmer als die nichtexistente Privatsphäre. Das Gefühl ein Parasit zu sein. Am Abend, wenn man Glück hat, ein Bett neben vielen Betten. Im Bett daneben zwei, die miteinander schlafen, im nächsten einer, der schnarcht, der dritte stinkt. Um jedes Bett ein Ring aus Plastiksäcken und dreckigem Gewand. Trotzdem. Es gibt sicher Menschen, die mit dieser Art zu leben gut zurecht kommen, zumindest besser als mit einer anderen, sie als kleineres Übel in Kauf nehmen. Sie müssen Steine sein, die das Auto kalt lässt, das über sie drüber fährt.

“Solange du in DER Notschlafstelle arbeitest, möchte ich nicht, dass du an einer Mitarbeiterbesprechung bei uns teilnimmst.”

Zwei Notschlafstellen, die einmal eine Notschlafstelle waren ... Das ist offenbar nicht anders als nach einer Scheidung. Trotzdem schade. Ich hatte nicht vor mit den Informationen von einer zur anderen hausieren zu gehen. Ich möchte mir nur ein Bild machen von den einzelnen Einrichtungen und vom Ganzen.

Der blasse, esssüchtige, junge Grieche arbeitet sich von einem Teller zum nächsten und aufs Klo und wieder zurück. Ungesund schaut er aus, der Schweiß steht ihm auf der Stirn, keine Haare am Kopf, ich glaube, er rasiert ihn täglich, schwarz ist seine

Lieblingsfarbe. Er ist immer freundlich, spricht ausgezeichnet Deutsch, macht einen gebildeten Eindruck, erzählt, dass er bei einem Anwalt gearbeitet hat und hofft, dass er bald wieder bei diesem Anwalt arbeiten wird. Therapie machen will er keine, würde er wahrscheinlich ohne Geld auch nicht können, aber ins Männergesundheitszentrum im Kaiser Franz Josef Spital könnte er gehen, dort gibt es Beratung und Information in psychischen Krisen und bei Fragen rund um die Gesundheit und die Angebote sind kostenlos.

Ich sage ihm das, schreibe ihm die Adresse und Telefonnummer auf einen Zettel, die Öffnungszeiten. Aber er wird diesen Zettel verlieren, nicht mehr finden, wegwerfen, ich weiß das, ich habe einen Esssüchtigen in der Familie, die zwei dürften sogar im gleichen Alter sein. Sie nehmen die Stöcke nicht, die man ihnen hinhält. Ich tue es trotzdem, wahrscheinlich ist es mir gerade deshalb so wichtig, drücke ihm den Zettel in die Hand, es bleibt ihm nichts anderes übrig als ihn zu nehmen. Er schüttelt den Kopf, nein, er will keine Beratung, er braucht keine, er hat kein Problem, er will nur Tabletten, damit sein Hunger zurückgeht.

Beruhigend eigentlich, dass es bei uns so viel zu essen gibt ...

Die Frau dürfte um die sechzig sein. Nicht groß, nicht dick, bis auf das Gesicht, das Gesicht ist aufgequollen und dunkelblau. Geduldig steht sie vor der verschlossenen Tür und wartet. Ich läute.

“Einlass ist erst ab 18:30 Uhr”, klärt sie mich auf.

“Kommen Sie öfter hierher zum Schlafen?”

“Jeden Tag.”

“Und wie lange schon jeden Tag?”

“Vier Jahre.”

Müde schaut sie aus. Muss anstrengend sein in ihrem Alter den ganzen Tag auf der Straße. Ich denke mir das jetzt oft. Was Menschen alles aushalten.

Die äußere Eingangstür wird aufgesperrt und aufgemacht. Einlass ist noch nicht. Es ist erst 17:30 Uhr. Aber im Eingang steht eine lange Bank. Sie setzt sich. Wartet. Ist froh, dass sie sitzen kann. Noch eine Stunde.

“Seit fünf Jahren kommt sie zu uns. Sie war eine der ersten. Sie wohnt quasi hier. Sie ist schwere Alkoholikerin. Die Windeln bekommen wir von einer Apotheke und wir achten darauf, dass sie sie wechselt. Wenn sie pflegebedürftig wird, wird es schwierig.“

Es gibt vieles, das man in einer Notschlafstelle nicht sein darf. Pflegebedürftig. Krank. Nicht einmal müde darf man sein. Nicht einen Tag darf man blau machen und im Bett oder wenigstens zuhause bleiben.

Mein erster nicht-mehr-nur-Schnupper-Dienst und gleich das, vor dem ich mich am meisten fürchte: Die Köchin (sprich: die Ehrenamtliche, die an diesem Abend das Kochen übernehmen wollte) ist ausgefallen. Aber Albrecht hat einen Hilferuf in die Schar seiner Engel getan und Christine, eine liebe, kleine, junge Französin ist sofort gekommen um mir zu helfen.

Als Erstes machen wir eine Bestandsaufnahme: Zwei große Schüsseln Nudeln von gestern sind da, zwei bis drei Portionen Linsensuppe, auch von gestern, Zwiebeln, Karotten, Sellerie, ein Sack grüne Paprika, Kartoffeln, Müsliriegel, Lebkuchen, ein Karton Brot und Gebäck, Käse, Wurst, Aufstriche, zwei überdimensionale Tuben Mayonnaise.

In meinem Antikochgehirn türmen sich die Fragezeichen, aber Christine als alter Hase (sie arbeitet seit drei Monaten hier mit) hat sofort ein Menü beisammen: zuerst eine Gemüse- einschließlich Linsensuppe zum Aufwärmen nach einem kalten Tag auf der Straße, dann zwei Sorten Nudelsalat, einmal mit Wurst, einmal mit Käse, wer dann noch nicht satt ist, bekommt belegte Brote und nachher gibt es noch Süßes und (supergute!) Äpfel sind auch noch im Keller.

Wir schnipseln und schneiden und irgendwie verwandelt sich diese lose Ansammlung von Nahrungsmitteln in ein durchaus brauchbares Abendessen für nicht weniger, vielleicht sogar mehr als 40 Leute, während wir uns gegenseitig abtasten, erzählen, was wir so tun im Leben, sie mir das Aufgabenfeld einer Zeitungskordinatorin erklärt und ich mir denke, was für tolle Menschen man kennenlernt, wenn man sich ein bisschen aus dem üblichen Rahmen hinausbewegt und ziemlich zufrieden bin. Ich bin sogar dann noch zufrieden, als mir klar wird, dass eine der Riesentuben Mayonnaise so gut wie vollständig im Nudelsalat verschwunden ist. Und ich werde noch ein Stück zufriedener, als es an der Küchentür klopft. Ein Mann kommt herein, nickt uns zu und legt eine Tafel Marzipan-Schokolade auf den Tisch.

“Heute ist der 8. März. Frauentag. Bei uns in Bulgarien ist es üblich, dass man den Frauen an diesem Tag etwas schenkt und sich bei ihnen bedankt. Danke schön für alles!”

Er gibt jeder von uns die Hand und draußen ist er wieder bei der Tür.

Fünf Minuten später der nächste. Ein Pole. Wir verstehen nicht, was er sagen will, außer dass er Bruno heißt. Er geht und holt einen Dolmetsch. Wieder der 8. März. Wieder ein Danke. Der Mann ist riesig und steckt in einem riesigen Anorak. Er schaut auf uns zwei herunter, er hat keine Schokolade, er nimmt eine in den linken Arm, eine in den rechten und drückt uns an sich. Wir lachen alle drei von einem Ohr zum anderen.

Mir hat am 8. März noch nie jemand etwas geschenkt oder sich bei mir bedankt. DANKE!

Draußen schüttet es. Der Wind geht. Heute bleibt man nicht einmal unter dem riesigsten Regenschirm halbwegs trocken. Wer von ihnen hat einen Regenschirm? Wie bringt man einen Tag hinter sich in dieser kalten Nässe? In der Haut derer, die heute in den Notschlafstellen Nachtdienst hatten und sie hinausschicken mussten in der Früh, möchte ich nicht stecken.

Wo sind sie? Fast sieben Stunden sind sie heute schon draußen irgendwo drinnen, zumindest irgendwo unter einem Dach. Was tun sie? Was denken sie? Das ist für sie Alltag. Über den Alltag denkt man nicht groß nach. Kalt muss es trotzdem sein, nass. Auch wenn sie abgehärtet sind, Körper, die krank werden, haben sie auch.

Heute ist Samstag. In die Gruft können sie, ins Tageszentrum JOSI, Frauen ins FrauenWohnZentrum, zwischen 8 und 15 Uhr ins Tageszentrum St. Josef, von dort müssen sie jetzt (es ist 16 Uhr) schon wieder weg sein, die Servicestelle am Südbahnhof hat zu Mittag schon zugesperrt. Das heißt, die Tageszentren, die jetzt noch offen haben, müssen gerammelt voll sein mit nassen, dreckigen Mänteln, Schuhen, Menschen, von denen wahrscheinlich so gut wie jeder heute schon mindestens ein Verwaltungsdelikt begangen hat, falls er nicht zu Fuß durch den strömenden Regen von einem Ort zum anderen marschiert ist.

Wie viele Obdachlose gibt es, die einen gültigen Fahrschein haben? Sie bewegen sich außerhalb der Grenzen und übertreten sie trotzdem ständig. Wenn man kein Geld hat, bewegt man sich am besten gar nicht mehr. Oder man wird sehr sportlich.



Wieso waschen sich viele in den Notschlafstellen so wenig? Hier könnten sie jeden Tag unter die Dusche und wenn sie früh genug aufstehen, sogar jeden Tag zweimal. Viele kümmern sich auch nicht um ihre Kleider, waschen sie nicht, holen sich nicht einmal neue, wenn ihre unbrauchbar sind. Einmal Waschmaschine 50 Cent, ‚neue‘ Kleider gibt es umsonst. Sogar bügeln könnten sie. Wieso wollen sie das alles nicht? Keiner von ihnen müsste verdreckt, zerlumpt, stinkend durchs Leben gehen. Ist Dreck eine Schutzschicht? Eine Betreuerin meint ja. Sie hat mir auch die Frage beantwortet, wieso sie sich für einen Abend/Nachtdienst in der Notschlafstelle schminkt und toll anzieht: „Ich fühl mich wohl so.“ Ist das die gleiche Antwort auf die gleiche Frage?

Heute haben sie es feiner als gestern. Die Sonne scheint. Halb neun vorbei und +4 Grad. Der Wind geht zwar noch immer, aber es ist immerhin trocken. Und blitzblau.

Computerlisten und Staubsauger und eine Leiterin, die einmal in der Woche unter jedes Bett, in jeden Kasten schaut und Staubfuseln und Schnapsflaschen sucht und jeden der gefassten Übeltäter anschließend einzeln zu sich ins Büro vor ihr Ein-Frau-Kriegsgericht zitiert. Und ein ungemein kompliziertes Regelwerk, wer hier schlafen darf und wer warum nicht und wenn jemand hier schlafen darf, wie lange er hier schlafen darf, drei Tage, eine Woche, länger und wenn länger, wie lange und ob er nur den obligaten Euro pro Nacht oder (je nachdem, ob er Sozialhilfe bezieht oder/und Notstandshilfe oder Arbeitslose oder eine Pension bekommt oder zumindest einen Anspruch auf eine dieser Leistungen hat und wie hoch diese Leistung ist oder wäre, wenn er sich um sie kümmern würde ...) mehr und wenn mehr, wie viel monatlich im Voraus bezahlen muss. Und ich. Nicht.

Eine brennende Kerze. Das Bild, vor dem sie steht: ein Gast der Notschlafstelle. Er hatte Lungenkrebs. Er ist ein paar Tage zu seiner Familie nach Deutschland gefahren und dort gestorben.

Eine Woche später steht das Bild immer noch da.

Notschlafstellen sind extreme Orte. Hier herrscht kein gemäßigtes, liebliches Klima. Hier werden die Dinge beim Namen genannt, Gelegenheiten beim Schopf gepackt oder erwürgt. Hier ist nichts mittelmäßig, hier passiert etwas, weil die Menschen einander und ihrem Elend nicht (mehr) aus dem Weg gehen (können). Wer immer hierherkommt, Gastgeber oder Gäste, nimmt sich, braucht etwas von der Energie dieser Orte, hat etwas beizutragen zur Wärme, die hier produziert wird, die eine völlig andere ist als die in den wohltemperierten Wohnzimmern. Das Zusammenrücken, wenn es draußen kalt ist, das Zulassen von Nähe, auch von Hoffnungslosigkeit, Weinen dürfen in Startlöchern, die man vielleicht nicht nutzen wird können. Mehr oder weniger geschützte Buchten, Inseln im Strom, der angepeilte Zielhafen so gut wie nie, Verkehrsknotenpunkte immer, Tankstellen, Zapfsäulen, keine Abstellplätze für Autos ohne Pickerl. Jeder bewerkstelligt sein Leben so gut er kann. Ausgebandelte Existenzen, zertrümmerte Hirne und kaputte Körper findet man überall. Viele sind nur zu faul für das Elend.

Danke für den warmen Abend. Sonst nichts. Nur das. Aber das ist mir wichtig zu sagen.

Verhungern muss in Wien niemand, aber Hunger gibt es offenbar genug. Sonst würde es nicht so viele Einrichtungen geben, bei denen man gratis oder so gut wie gratis essen kann. ‚Die Suppe auf Rädern‘ ist nur eines der Angebote, trotzdem werden pro Abend von diesen zwei Bussen zwischen 150 und 300 Portionen ausgeteilt.

Ich hätte das nie gedacht. Habe ich bis jetzt am Mond gelebt?

Eine perfekte Notschlafstelle. Zwei Ehrenamtliche im Empfang, zwei in der Küche, eine ältere Dame spielt mit den Gästen Karten (nicht nur einer von ihnen sagt Mami zu ihr), ein junger Mann ist am Computer mit Listen, Formularen beschäftigt (‚Ich bin für den Krimskrums zuständig.‘), zwischendurch kommt eine Frau vorbei, die am Nachmittag mit einigen Gästen irgendwo Keramik bemalt hat ... Das ist nur das, was ich in den fünf Stunden, die ich dort war, gesehen habe. Es gibt noch viel mehr Angebote, Aktivitäten, Expertenrunden gibt es, Werkstätten, jede Menge Sponsoren, Rechtsanwaltskanzleien kochen hier, Spendenfirmen, sogar eine Supervision für die Ehrenamtlichen gibt es.

Wer hier einen Platz findet, ist gut aufgehoben. Sauber, gepflegt, liebevollst, hilfsbereit, auf gleicher Augenhöhe mit den Gästen. Alles ehrenamtlich. Es gibt nichts, nicht einmal einen Beistrich, auszubessern. Hier ist kein Mehr, auch nicht an Ehrenamtlichen, nötig. Nächste Woche mache ich noch einen Abenddienst, aber nicht, weil ich gebraucht werde.

Woher kommen die offenen Beine?

„Alkohol, Durchblutungsstörungen, nicht zum Arzt gehen ...“

Der ehemalige Pestfriedhof unter der Kirche Mariahilf. Eine schmale Treppe ganz hinten an der rechten Längsseite der Kirche (wenn man von der Mariahilfer Straße kommt). Die Treppe hinunter. Eine Tür. Unscheinbar, ich glaube unbeschriftet und wenn doch beschriftet, sehr unauffällig. Bei der Tür hinein. Das erste eine Waschmaschine, die rumpelt. Das zweite eine freundliche, blonde Frau, die einem dünnen, kleinen Mann die Haare schneidet (eine Friseurin, die einmal im Monat kommt und den Leuten, die wollen, die Haare schneidet, ehrenamtlich), daneben ein Mann mit Rasierschaum im Gesicht, ein anderer über eines der Waschbecken gebeugt wäscht sich die Haare, er wird der nächste sein ‚beim Friseur‘. Die Wände verfliesen, weiß, der Boden auch, ein paar Türen, ich nehme an WC und Duschen.

Ich bin in der Gruft.

Ehrenamtliche brauchen sie derzeit keine, aber ich darf an einer Führung teilnehmen. Wir sind zu dritt, zwei Mitarbeiter eines Übergangwohnheimes der Stadt Wien und ich.

Da die Gruft nicht viel mehr als ein Raum ist, besteht die Führung zu 95% aus Sitzen, Reden und Schauen. Alles, was ich höre und sehe, beeindruckt mich: das Gewölbe, dieser Raum, in dem alles stattfindet, alles Platz hat, der so vollkommen genutzt wird, in dem es keinen Quadratzentimeter gibt, der keine oder nur eine Funktion hätte, die Menschen, die hier arbeiten, man sieht ihnen an, dass sie hier arbeiten, jeder steht mit vier Füßen am Boden und hinter dem, was er tut, hier findet man nichts Feingliedriges, nur eine 150%ige unsentimentale Wärme. Diese Leute holen Leute aus dem Dreck, gehen in der Nacht hinaus, suchen sie, reden mit ihnen, verarzten sie, halten ihnen die Hand hin, Jahre lang, wenn es sein muss, holen die, die die Hand irgendwann nehmen können, wieder ins Boot, entlausen sie, waschen sie, kleiden sie ein, helfen ihnen wieder auf die Beine, fangen ganz unten mit ihnen

wieder an, bei der Geburtsurkunde, dann kommt der Staatsbürgerschaftsnachweis, der Meldezettel, plötzlich haben sie wieder einen Platz, wo sie hingehören, Regeln, an die sie sich halten, ein Dach über dem Kopf, in der Nacht eine Matte neben vielen Matten (bis zu 90 Menschen schlafen in diesem Raum und wenn es sein muss, noch mehr), untertags Wärme, nicht allein sein, regelmäßiges Essen, jeder soviel er will und annehmen kann, dann kommen die nächsten Schritte, Sozialhilfe, Pensionsansprüche geltend machen, hinführen zu einer Schuldnerberatung, der erste Schritt zum AMS, zu einer Therapie, zu einem Zimmer in einem Übergangswohnhaus, zu einer Wohnung ... Und das alles passiert in diesem einen Raum, aus diesem einen Raum heraus, einer Gruft unter einer Kirche.

“Die Geister hier sind uns gut gesinnt, glaube ich.”

Kein Wunder bei der Masse Leben, das sich hier abspielt.

Und schon wieder.

“Ich glaube nicht, dass es gut ist in verschiedenen Einrichtungen gleichzeitig mitzuarbeiten. Man kommt gar nicht umhin zu vergleichen, hier ist das besser, dort das. Außerdem ist man nie ganz hier und nie ganz dort und wenn man so etwas macht, sollte man es ganz machen.”

Ich mache, was ich mache, ganz. Aber ich mache es anders ganz. Ich würde zum Beispiel nie auf die Idee kommen den Begriff Obdachlosigkeit auf eine Gruppe von Menschen zu beschränken, die in ihrer momentanen Situation kein manifestes Dach über dem Kopf haben. Danke trotzdem für die Möglichkeit mir das wunderschöne Haus anzuschauen und mitzuerleben, wie liebevoll und achtsam hier die Menschen miteinander umgehen.

Zum Glück gibt es Notschlafstellen, die jeden nehmen. Sonst würde mich vielleicht keine nehmen. Ich bin offenbar ein höchst suspektes Subjekt mit meiner Schreiberei und meiner fehlenden Bereitschaft mich auf eine von ihnen eingrenzen zu lassen. Mein Verdacht, dass ich den Gästen in einigen Punkten sehr ähnlich bin, erhärtet sich von Tag zu Tag. Ich befürchte sogar, ich bin ein ziemlich schwerer Fall von Eingliederungsresistenz.

Im Namen aller schweren Fälle - ein dickes DANKE an die, die uns trotzdem wollen, die uns annehmen und sein lassen, wie wir sind.

Wilde Gestalten. Dreckig, viele sicher verlaust oder/und mit anderen Tierchen bevölkert, nur wenige würde ich nicht unter die Dusche stecken, wenn ich könnte (und dann jemand anderen die Dusche putzen schicken), die Haare stehen ihnen zu Berge, die Zähne braun oder bis auf ein paar heroische Einzelkämpfer nicht vorhanden, die Hosen baumeln zwischen den Knien mit den wackeligen Beinen um die Wette, die grauenvollen Trauerränder unter den Nägeln klammern sich an den Suppenteller (flache Teller sind ohnehin undenkbar), als würden sie auf einem Schiff bei starker Schräglage gegen den Wind ankämpfen. Nicht alle. Aber viele verabschieden sich in diese Welt, strecken nur mehr die Hand herüber mit dem Suppenteller. Bei einigen habe ich den Eindruck massiv, dass es da bestenfalls noch ein Fenster gibt, eine Durchreiche fürs Essen. Trotzdem tue ich die Arbeit hier sehr gern. Ich koche sogar. Vor drei Wochen noch undenkbar. Für vierzig Leute und mehr. Und ich freue mich, wenn eine Hand ein zweites Mal durch die Durchreiche kommt.

Die niederschwelligsten Notschlafstellen sind wie Grenzposten. Nicht nur viele Nationalitäten prallen hier aufeinander, auch zwei Gruppen von Menschen: Die einen wollen nicht drinnen bleiben, im Arbeitsmarkt nicht, in einer geregelten Gemeinschaft nicht, manche nicht einmal im sozialen Netz, das Land würden sie aber nie verlassen, wo sollten sie auch hin.

Die anderen kommen von auswärts, viele von ihnen sind jung, kräftig, kommen von weit her, hoffen auf ein neues, besseres Leben, sie wollen hinein, viele können aber nicht hinein, weil der Arbeitsmarkt für sie (noch) nicht offen ist, die Gründe, warum sie kommen, nicht erschütternd genug sind. Wir nehmen schließlich nicht jeden. Sie versuchen es trotzdem, sie würden (wenn man sie ließe) um das kämpfen, was die anderen wegwerfen.

“In der Früh machen wir jeden Tag einen Rundgang durch die Zimmer”, erzählt ein Mitarbeiter eines Übergangwohnheimes. “Früher hat man dazu Lebendkontrolle gesagt. Jetzt darf dieser Begriff nicht mehr verwendet werden.”

Der Aufenthalt in diesem Heim ist befristet auf zwei Jahre, erzählen sie, theoretisch, denn viele Bewohner können nicht weitergegeben werden an Wohnheime bzw. Einrichtungen für betreutes Wohnen, weil die Bewilligung wohl da, aber kein freier Platz vorhanden ist.

“Viele erleben ihren Wohnplatz im wahrsten Sinn des Wortes nicht mehr.”

Krätze. Ein ungemein hässliches Wort. Die Milbe, die zu diesem Wort dazugehört, ist ein Spinnentier. Die Weibchen bohren sich in die Oberhaut und legen dort in den Kanälen Kot und Eier ab. Ihre Absonderungen bringen Bläschen, Pusteln, Quaddeln, alles Unmögliche hervor. Die Männchen gehen nicht in die Tiefe, sie wuseln auf der Hautoberfläche herum und suchen die Weibchen. Inkubationszeit drei bis sechs Wochen. Eine weitverbreitete parasitäre Hauterkrankung, ansteckend, aber “ein paar Tage Antibiotika und weg ist sie.”

Trotzdem. Krätze ist eine Grenze, hinter der jeder vor mir sicher ist. Zumindest bis ich begriffen habe, warum jemand mit so etwas durch die Gegend rennt und die Leute rundherum ansteckt (“Viele haben das hier.”) und nicht bereit ist sich behandeln zu lassen. Man kann das auch ohne Krankenversicherung. In Wien auch ohne langwierige Anreise. Es gibt den Louise-Bus, der von Bezirk zu Bezirk fährt und keine Suppe bringt, sondern ambulante, medizinische Erst- und Notversorgung und es gibt die Barmherzigen Brüder, die Menschen ohne Krankenversicherung nicht nur ambulante sondern auch stationäre Betreuung anbieten. Man muss nur hingehen. Schamgefühl höre ich immer. Das Wort Rücksicht (bis jetzt) nie. Das bleibt an uns Ehrenamtlichen hängen mit oder ohne Spinnentier.

Bruno, vielen Dank für die schöne Musik!

Dabei dachte ich, an diesem Abend gibt es nichts Schönes, der Dimmer muss kaputt sein, das Licht viel zu hell, keine verschwommenen Farben, die Konturen klar, überdeutlich. Dabei waren die Grenzen verschwommener als an jedem anderen Abend. Hätte man den Ehrenamtlichen, der Abend/Nachtdienst hatte, unter die Gäste gemischt, ich hätte geglaubt, er ist einer von ihnen, so wenige ungepflegte Zähne hat er im Mund. Und ich habe mich in den fünf Stunden, die ich dort war, nicht nur einmal gefragt, wieso ein Mann ehrenamtlich in einer Notschlafstelle mitarbeitet, der Obdachlose als Gesindel bezeichnet und kein Problem damit hätte, dass wir (wir waren zwei Antikochfrauen in der Küche) ihnen Wasser und Brot vorsetzen, wenn uns das Kochen keinen Spaß macht.

“Du hast offenbar keine Ahnung von der Obdachlosenszene in Wien! Die können sich den ganzen Tag vollessen, ohne dass sie das einen Cent kostet!”

Ein Weiser, der Perlen vor die Säue wirft, Gnadenbrot verteilt und dabei genüsslich mit der Peitsche schnalzt ...

“Hast du gelesen, was vorige Woche hier vorgefallen ist? Wenn sie sich heute nicht ordentlich aufführen, schmeiß ich ein paar von ihnen hinaus!”

Ich weiß bis jetzt nicht, was vor einer Woche vorgefallen ist, ich habe nicht nachgelesen, aber ich habe meine Eindrücke von diesem Abend noch am gleichen Abend weitergeleitet.

“Wenn sie dich abgrabschen ... (Ein Mann hat mich an den Schultern gepackt und etwas gefragt.) Ich sag dir das nur, du musst dir das nicht gefallen lassen. Außerdem gibt es da diese kleinen Tierchen, du weißt schon ... Mich greift hier keiner an.”

Ein trockener Abend. Dürr. Es fällt nichts vor. Gar nichts.

Als die Steppe droht in Wüste überzugehen, fängt Bruno an. Eine tiefe Stimme mit/in lachenden Augen, ein Zweimetermann, der sich um eine Gitarre wickelt, Volkslieder aus Polen. Ich wusste bis jetzt nicht, dass es hier Musiker gibt. Und Simalabim. Die Einöde hat wieder Farben. Die Mundwinkel gehen nach oben und bleiben dort.

“Wenn ich da bin, sollen sie nicht hungern!”

Alexander tischt auf. Geselchtes und Graupelsuppe hat er zuhause vorgekocht, das schleppt er in Töpfen an, das Kartoffelpüree machen wir hier, außerdem hat er noch Würste mitgebracht, Eier, Pesto.

“Ich kenne sie ja.”

Er hat Recht. Das Fleisch ist innerhalb von fünf Minuten weg, als würde es an Ort und Stelle verdampfen, die Pfannen voller Würste gehen auch wie die warmen Semmeln, dann macht er noch X Portionen Spiegeleier und um halb zehn stellt er noch eine Riesenschüssel mit Pesto-Spaghetti hinein. Aber das ist nicht alles. Er hat auch Kuchen mitgebracht, sogar an die Diabetiker hat er gedacht ...

50 Euro hat er für diesen Abend ausgegeben. Er macht das alle zwei Wochen. Und lacht und ist zu jedem freundlich und freut sich wie ein Kaiser, wenn es den Leuten schmeckt.

Wie in schwarze Farbe eingetaucht und die Farbe schlecht heruntergewaschen. Die Hand, die sich mir entgegenstreckt. Der Mann, der zu dieser Hand gehört, ist schlank, nicht groß, 35 Jahre alt (sagt er, ich hätte ihn auf maximal 25 geschätzt), vorne fehlen ein paar Zähne, die Haare auf der Seite ganz kurz, oben lang, ganz oben blond gefärbt, Rossschwanz, schwarze Lederjacke, dicker Ring, säuft wie ein Loch.

“Danke!”

Er lacht.

“Wir sind verrückt, weil wir auf der Straße leben. Aber ihr seid auch verrückt. Weil ihr uns helft. Würden wir jetzt nicht hier sein können, würden wir irgendwo sitzen und uns zuschütten bis zum Anschlag.”

Neben ihm sein kleiner, dünner, sehr lebendiger Hund und eine sehr umfangreiche Verlobte mit rosarot/orangen Haaren, 17 Jahre alt (sagt er, ich hätte ihr ein paar Jahre mehr gegeben).

“Sie tut mir gut. Ich werde sie heiraten.”

Warum er so viel trinkt?

“Meine Eltern sind tot. Sie haben sich beide zu Tode gesoffen. Was glauben Sie, werde ich tun?”

Ist das der Unterschied zwischen Straßen- und Hausmenschen: dass die einen (keine) Mauern haben, hinter denen sie ihr Elend und ihre hunderttausend Unfähigkeiten verstecken können?

Graz. Stadtpark. Früher Vormittag.

Ich walke, er sitzt auf einer Bank und dreht sich eine Zigarette. Neben sich eine Plastikflasche mit einem finsternen, picksüß riechenden Zeug. “Da ist Wodka drin.” Sechzig Jahre. Seit siebzehn Jahren auf der Straße.

“Wo schlafen Sie?”

“Überall.”

“Warum gehen Sie nicht in eine der Vinzi-Einrichtungen?”

“Da sind die aus der Karlau. Glauben Sie, ich will mich umoperieren oder umbringen lassen?”

“Wovon leben Sie?”

“Mistkübel, Betteln.”

“Aber es gibt doch genügend Einrichtungen, wo man gratis essen kann.”

“Da geh ich nicht hin. Die wollen einen vergiften. Einmal war ich dort essen, dann hab ich Blut geschissen.”

Seine Tochter ist Richterin.

“Spricht kein Wort mit mir.”

Er habe hier an der Uni studiert.

“Ich bin kein Blöder.”

Viele Jahre im Ausland. In Wien war er auch. Hat ihm gefallen.

“Dann kennen Sie auch die Gruft?”

“Ja.”

“Sind ganz feine Leute dort, oder? Wollen einem helfen.”

“Nein. Wollen einen vergiften.”

“In der Gruft will Sie doch niemand vergiften!”

“In der Gruft nicht. Aber außerhalb.”

Überall will man ihn vergiften. Und überall sind ‚die Mafia-Artigen‘. Die Welt ist scheußlich. Das Leben trist. Er kämpft für Gerechtigkeit. Aber die Gerechtigkeit siegt nicht.

“Mit der Schnapsflasche auf der Parkbank wird das auch nicht gut gehen.”

“Sie lügen! Warum lügen Sie? Sie wollen der Wahrheit nicht ins Gesicht schauen!”

Der Mann schaut nicht aus wie sechzig. Er schaut nicht einmal verbittert aus. Er schaut freundlich aus. Und er war auch freundlich, als er mich fragte, warum ich mit den Stöcken durch die Gegend renne, ob ich glaube, dass dadurch irgendetwas besser wird. Und er war freundlich, als er mir sein Getränk anbot. Erst, als ich meinte, dass die Welt so scheußlich doch gar nicht sei, kam er in Bedrängnis.

Ich würde es nicht aushalten. Nichts zu tun. Nichts dafür und nichts dagegen. Einfach nur nichts. Von morgens bis in die Nacht hinein lallen, ständig Nebel im Hirn und Watte in den Knien, nicht hier sein und nicht dort. Ich würde in die Mur gehen. Ich würde weggehen weil ankommen wollen.

Den Tag in die Hand nehmen. Jeden einzelnen. Und wenn der Tag das nicht zulässt, versuchen seine Hand zu entdecken, ihre Konturen am Horizont. Ich denke, das sollte man.

Der grausliche („Obdachlose sind Gesindel“) Ehrenamtliche ist weg. Der Code für die Eingangstür geändert. Albrecht übernimmt seinen wöchentlichen Abend/Nachtdienst, bis sich jemand anderer findet. Nimmt ihn zu seinen vielen noch dazu. Danke ...

Träumerin du, besoffene Egoisten bedienst du, die nicht einmal bereit sind jeden Tag den einen Euro für Bett, Wärme, Dusche und Essen zu geben, versaufen das Geld lieber und lassen sich bedienen und verteilen in ihrer grenzenlosen Selbstlosigkeit Krätzen, Läuse, weil sie nicht bereit sind ...

Ich brauche nicht einmal mehr an sie zu denken, juckt es mich überall. Vielleicht, weil ich nicht aufhören kann an sie zu denken. Hast dich in den letzten Wochen ein bisschen zu weit aus dem Fenster gelehnt, Frau Ehrenamt. Wer sich in den Dreck hineinkniet, muss sich nicht wundern, wenn er anfängt zu stinken. Das ist kein Film, der abläuft, das ist Hässlichkeit mit dem Schöpflöffel fressen. Wieso tust du das, wenn du nicht fertig wirst damit? Wieso weigerst du dich zu begreifen, dass sie sich lieber auffressen lassen von ihren hunderttausend Viechern als die Hilfe anzunehmen, die rundherum da ist? Wieso kannst du nicht annehmen, dass sie nichts mehr sehen außer ihre Schnapsflasche und mit der Welt nichts mehr zu tun haben wollen, sie aber gleichzeitig herausfordern, ihr mit dem nackten, superdreckigen Arsch ins Gesicht springen, von ihr fordern und selbst nichts geben außer Gestank und Flöhe, ihre Umgebung reizen bis zur Weißglut und nicht einmal mehr mitkriegen, wie sie stinken und spucken und kilometerweit unter jeder Kritik sind, dass sie draußen stehen vor der Tür und hereinklaffen wie Hunde, weil die Tür zu ist, weil sie so aggressiv sind, weil sie alle und jeden beschimpfen und nur aufhören damit, wenn ihre Lippen die Flasche finden und sich an ihr festsaugen, an ihr nuckeln wie an der Mutterbrust? Wieso schaffst du es nicht bis zu diesem heroisch selbstlosen Satz, der durch die niederschwelligsten Notschlafstellen geistert und Scharen von Ehrenamtlichen anzieht und beflügelt: “Sie sind, wie sie sind und wir nehmen sie, wie sie sind”? Wieso willst du ihre Flöhe nicht? Und wieso scherst du sie alle über einen Kamm? Schön hilflos.

Habe ich das gleiche Recht zu brüllen, wenn mir etwas weh tut, wie sie? Ich nehme es mir. Und ein paar Tage Obdachlosenpause.

Gelbe Triebe, rote Triebe, grüne Triebe, büschelweise Knospen vorm Aufplatzen, Krokusse, Primeln, der Schnee läutet, vor dem Lauch steht der Bär. Seit Tagen, Wochen stürzt der Frühling bei der Tür herein und ich sehe es nicht. Wir haben ein schrecklich kleines Gesichtsfeld. Es hat so wenig nebeneinander Platz.

Die nackten Bäume im Wind sind irre schön. Sie tragen ihr frisches Gewand noch in sich.

Wir sollten das auch tun: Uns einmal im Jahr umziehen. INNEN.

” ... auf den Wert dessen aufmerksam werden, was in uns schlummert. Wir gehen auf Staub verhüllten Perlen.” (Hugo von Hofmannsthal)

Was würde der alte Mann, der sich von seinen Krätzen/Läusen/Flöhen auffressen lässt, zu einem Satz wie diesem sagen?

Palmsonntag. Man kann von ihm halten, was man will, als Vorbild ist er in jedem Fall gut genug. Obdachlos und/oder überall zuhause.

Ein paar Tage Rightseeing und Sightseeing.

“Die Sozialhilfe hat jenen Menschen die Führung eines menschenwürdigen Lebens zu ermöglichen, die dazu der Hilfe der Gemeinschaft bedürfen.” Mit diesem Satz beginnen nicht weniger als vier der neun Sozialhilfegesetze in Österreich. Trotzdem gibt es neun verschiedene Gesetze, neun verschiedene ‚menschenwürdig‘.

Daran ändert auch die Einführung der Bedarfsorientierten Mindestsicherung (BMS) mit September 2010 nichts, außer dass dieses diffuse ‚menschenwürdig‘ wahrscheinlich in keinem der neun Gesetze mehr aufscheint. Dafür gibt es glasklar definierte Mindeststandards, neunmal die gleichen, weil bundesweit einheitlich. Sie sind die Talsohle und werden möglicherweise auch der Bergrücken sein, weil sie den einzelnen Ländern die Verpflichtung nehmen sich mit diesem merkwürdigen ‚menschenwürdig‘ auseinanderzusetzen, weil sie das neue gerade-noch-aber-doch ‚menschenwürdig‘ sind, sprich: Weniger dürfen die Länder zwar nicht mehr, aber mehr müssen sie auch nicht. Sie können mehr ‚gewähren‘, wenn sie wollen. Wenn sie das nicht wollen, liegt das ‚menschenwürdig‘ künftig bundesweit einheitlich glasklar unter der Armutgefährdungsschwelle. (Diese Schwelle liegt laut Sozialbericht 2007-2008 bei rund 900 Euro. Die Höhe der Leistung aus der Bedarfsorientierten Mindestsicherung orientiert sich am Netto-Ausgleichszulagenrichtsatz in der Pensionsversicherung. Im Jahr 2010 wären das für eine alleinstehende Person 744 Euro pro Monat.)

Trotzdem. Gut möglich, dass nicht mehr drinnen ist. Die wunderbare Brot- und Fischvermehrung liegt fast 2000 Jahre zurück und die Zahl der Menschen, die auf staatliche Hilfe zurückgreifen, ist am Explodieren ...

Für die, die vom Leben oder sich selbst auf die Straße geschwemmt worden sind, sprich: kein Dach über dem Kopf haben und sich aus eigenem auch keines besorgen können, gibt es in Wien im Rahmen der Sozialhilfe (Mindestsicherung) statt Geld fürs Wohnen die Wiener Wohnungslosenhilfe. Neben Beratung und Hilfestellung bietet sie Nachtquartiere, Tageszentren, Übergangswohnhäuser, sozial betreute Wohnhäuser, betreutes Wohnen in Wohnungen, Wohngemeinschaften, Mutter-Kind-Einrichtungen, Einrichtungen nur für Frauen, Einrichtungen nur für Männer, nur für Familien, nur für Alkoholranke, nur für Suchtkranke, nur für junge Menschen, nur für pflegebedürftige Menschen, erschreckend viel bietet sie und wird von der Stadt Wien übers Wohnen hinaus angeboten, auch wenn das alles möglicherweise viel zu wenig ist, eine medizinische und psychiatrische Grundversorgung etwa, allein der PSD (Psychosoziale Dienste) verfügt über mehr als 50 Einrichtungen in den Bereichen Behandlung, Rehabilitation und Beratung. Das heißt, erschreckend viele Menschen brauchen nicht nur vorübergehend Hilfe und nicht nur beim Wohnen.

Trotzdem nehmen viele diese Angebote nicht an, weil ihnen die Schwellen zu hoch sind, ihr Selbstbewusstsein zu niedrig ist, sie etwas anderes suchen, brauchen, wollen als in diesen Einrichtungen auf sie wartet, sie gegen alle/s sind, also auch gegen das, sie ihre Aggressionen nicht in den Griff kriegen, die Schnapsflasche nicht aus der Hand, was immer.

Diese Menschen landen gemeinsam mit denen, für die der Sozialhilfetopf der Steuerzahler nichts hergibt, entweder in privaten Einrichtungen, die mit Spenden



und nicht mit Steuergeldern finanziert und von Menschen in ihrer Freizeit geführt werden (man könnte fast sagen, es sind Menschen und nicht Einrichtungen, weil hier von A wie Abenddienst über G wie Geld bis Z wie Zeit alles freiwillig gegeben wird, hier wird keiner Steuerpflicht nachgekommen, kein Job getan, kein gesetzlicher Auftrag erfüllt, hier darf jeder schlafen, der ein Dach über dem Kopf braucht, essen, wenn er Hunger hat, mit jemand reden, wenn er reden will, trinken, wenn er glaubt, dass er ohne nicht kann, in diesen Topf darf sich jeder einbringen und jeder darf herauslöffeln) oder sie landen in öffentlichen Toiletten, unter Brücken, in Abbruchhäusern, ausrangierten Zugwaggons, im eigenen Messer, irgendwann vielleicht im Gefängnis, im Krankenhaus früher oder später, aber viele verweigern sogar das, manche stopfen sich lieber Zeitungspapier in die Löcher in den offenen Beinen als sich behandeln zu lassen.

Trotzdem ist es auch hier noch lange nicht zu Ende. Ganz unten ist nicht nur das Elend zuhause, auch Schätze haben hier ihren Platz, eine Handvoll Streetworker/Innen zum Beispiel, denen nichts zu dumm ist, das Wort aussichtslos kennen sie nicht und Grenzen auch nicht, sie bohren sich durch die beinharte Dreckschicht wie Krätzen.

Für die ‚Wiener Straße‘ gibt es sogar einen Reiseführer. WIEN PLAN für Menschen ohne Wohnung ist eine Broschüre samt Stadtplan, die in jeden Hosensack passt und so gut wie alle Informationen enthält, die man als Wohnungsloser braucht: die Stellen für die Schlaf- und Wohnplatzvergabe, die Tageszentren, die Nachtquartiere, alle Sorten und Arten von Wohnmöglichkeiten, wo man kostenlos oder fast kostenlos essen kann, billig einkaufen, wo man Kleidung bekommt, medizinische Betreuung, alle Sozialzentren, seitenweise Serviceangebote ...

90 Seiten (8 x 12 cm), übersichtlich gegliedert, die notwendigsten Informationen in Stichworten, alle Adressen, Telefonnummern, Öffnungszeiten, sogar die öffentlichen Verkehrsmittel sind bei jeder Einrichtung angeführt. Dazu ein Stadtplan, in dem alle Einrichtungen eingezeichnet sind, auf der Rückseite ein U- und S-Bahn-Plan.

P7, bzWO, JOSI, JUCA, R3, U63 ... Es gibt auch andere Namen: Arbeitsgemeinschaft Nichtsesshaftenhilfe Wien, Heilsarmee Österreich, Haus Allerheiligen, neunerHaus, Haus Schlachthausgasse, die Gruft ... Man hört es ihnen nicht an, aber das sind Orte für Privilegierte, da darf nicht jeder hin, der kein Dach über dem Kopf hat.

Wohin mit dem Kopf, wenn kein Dach da ist?

Der erste Schritt ist die richtige Anlaufstelle. Und die richtige Anlaufstelle ergibt sich aus der richtigen Schublade.

Gehört man zum Beispiel in die Schublade Grundversorgung (Asylwerber, Vertriebene, andere aus rechtlichen oder faktischen Gründen nicht abschiebbare Menschen), gehört man zur Servicestelle der Caritas Wien (Asylzentrum). In diesem Fall darf man von den oben genannten Anlaufstellen, Heimen, Einrichtungen nur träumen, denn die sind den Glücklichen vorbehalten, die in die Schublade Sozialhilfe (Mindestsicherung) gehören.

Wenn man einer dieser Glücklichen ist (die einzigen, die ohne Wenn und Aber in der Sonne stehen, sind ‚die Staatsbürger‘) und Leistungen in Anspruch nehmen will, gehört man in eines der zehn Sozialhilfezentren der MA 40 (im Rahmen der Mindestsicherung kann man, wenn man arbeitslos und arbeitsfähig ist, den Antrag beim AMS abgeben, das ihn an die MA 40 weiterleitet). Fehlt einem außer Geld

auch das Dach über dem Kopf, gehört man zur Gruppe der ‚akut Wohnungslosen‘ und als Angehöriger dieser Gruppe in ein anderes Sozialhilfezentrum als mit Dach über dem Kopf, denn das Dach kann einem Bezirk zugeordnet werden, der Kopf nicht, in diesem Fall richtet sich die Zuordnung nach der Endziffer des Geburtsjahres. Aber nur, wenn keine minderjährigen Kinder im gemeinsamen Haushalt leben, gehört man zur MA 40, mit minderjährigen Kindern gehört man mit und ohne Haushalt zur MA 11. Gehört man zur MA 40 und möchte man die Nächte trotz akuter Wohnungslosigkeit in einem Bett verbringen, gehört man zusätzlich zur MA 40 zur Servicestelle P7 - Wiener Service für Wohnungslose der Caritas Wien, dort erfolgt die Zuweisung der Nachtquartiere. Und will man nicht nur ein Nachtquartier sondern auch einen Platz zum Wohnen zugewiesen bekommen, sich also von einem ‚akut Wohnungslosen‘ zu einem ‚ehemals Wohnungslosen‘ hinaufarbeiten, gehört man zusätzlich zur MA 40 und zur Servicestelle P7 zum bzWO - Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe des Fonds Soziales Wien. Und wenn einem zwischendurch die sauberen Unterhosen ausgehen, zischt man in die Gruft und holt sich neue, Mo, Mi und Fr zwischen 14:45 und 17 Uhr, am Vormittag kann man in die Kleiderausgabe carla mittersteig zischen, Mo bis Fr, 9 bis 13 Uhr, und von dort ins Tageszentrum JOSI humpeln, dort gibt es Sozialarbeiter, die einem unter die Arme greifen, wenn die Muskeln versagen, außerdem kann man dort kochen, falls man noch Hunger hat, waschen, Wertsachen und Urkunden deponieren. Und bei einer Tasse Kaffee genießen, dass man einer der Glücklichen in der Schublade Sozialhilfe (Mindestsicherung) ist.

Alle anderen dürfen das nämlich alles nicht, nicht einmal in die JOSI dürften sie, ins Tageszentrum St. Josef dürfen sie, geöffnet Mi bis So, 8 bis 15 Uhr, dort dürfen alle hin. Mittagessen um 40 bis 50 Cent, Duschen, frische Kleidung.

Der nächste Schritt wäre logisch: Die Glücklichen nehmen, was sie kriegen können und kommen so wieder auf die Beine. Die anderen erledigen sich irgendwann von selbst.

Mit dem WienPlan durch die Stadt. Ich brauche ein paar Gesichter zu den Namen.

JOSI: Tageszentrum für obdachlose Menschen und Sozialarbeit, Öffnungszeiten: täglich 9 bis 18 Uhr (365/366 Tage im Jahr), Anschrift (2009): U6-Station Josefstädter Straße.

Ein rundherum-Betreuungszentrum wie die Gruft, nur Fußballmannschaft gibt es keine, dafür eine Josi-Band, und über Nacht bleiben kann man nicht und wer etwas essen will, kann nicht aus immer vollen Terrinen schöpfen, sondern muss/kann sich in der Gemeinschaftsküche selber etwas kochen oder muss mit einem Marmeladebrot zufrieden sein. Fassungsvermögen bis zu 150 Personen. Und kein Mensch sagt Tageszentrum. ‚Die JOSI‘ heißt es. Oder ‚die Josefstädterstroß´n‘.

Im Gegensatz zur Gruft ist die JOSI von außen nicht zu übersehen und wenn man in eine andere Richtung schaut, kommt man auch nicht um sie herum, es sei denn, man ist gehörlos. Mein erster Eindruck: Der Eingang in die Unterwelt könnte so ausschauen, verdeckt und belagert von einem Haufen zerlumpter, wankender, furchtbar verwahrloster Gestalten, die grölen, streiten, schreien, diskutieren und die umfassendsten Bewegungen machen, während sie mit ihren Bierdosen herumfuchteln oder sich an den Hälsen ihrer Doppler festhalten. Ein paar Nebelschwaden, vielleicht ein Skelett, es wäre perfekt. Würde einem von ihnen plötzlich das Fleisch von den Knochen fallen oder ein Pelz wachsen, es würde mich nicht wundern. Wer nicht den festen Vorsatz hat sich diesen Ort auch von innen

anzuschauen ... Ich stehe eine Weile und überlege, dann hole ich tief Atem und tauche durch den Haufen durch und bei der Tür hinein. Drinnen ist es nicht gerade gemütlich wie in einem Kaffeehaus, aber die Unterwelt ist draußen vor der Tür und sie bleibt auch draußen. Im Tageszentrum selbst darf nicht getrunken werden, auch gegrölt und gebrüllt wird hier nicht und soweit ich das beurteilen kann, funktioniert das auch. Bis auf eine Frau, die an einem PC arbeitet, sehe ich nur männliches Personal und zwar ein paar kräftige, junge Männer. Ein Raum ist für Raucher, ein anderer für Nichtraucher, im Nichtraucher läuft der Fernseher. Ein paar bekannte Gesichter. Groß ist die Welt der Obdachlosen nicht. An der Theke aufgeschnittenes Brot und Marmelade. Einer der jungen Männer nimmt sich meiner an, ganz freundlich, redet mit mir, beantwortet meine Fragen, während er herumwerft, aber nicht lange. Eine Gestalt wankt bei der Tür herein, auf die Theke und das aufgeschnittene Brot zu, siehe da, schon wieder ein bekanntes Gesicht, klaubt in den Brotscheiben herum, schreit und spuckt dem jungen Mann ins Gesicht, warum es hier nichts Ordentliches zu Essen gibt, nur Marmeladebrote. Es ist Konrad mit seinen tiefschwarzen Fingernägeln und dem penetranten Geruch (ich nenne ihn für mich den kleinen Stinker). Ich beobachte den jungen Mann. Ruhig wischt er sich den Konrad'schen Sprühregen aus dem Gesicht und vom Pullover.

“Du spuckst, Konrad.”

Ganz freundlich.

“Ich spucke? Ich spucke doch nicht!”

Der nächste Strahl.

“Und du hast hier Hausverbot, Konrad. Das weißt du genau.”

Und bevor Konrad zum nächsten Duschstrahl ansetzen kann, steht er schon draußen vor der Tür. Sanft, aber blitzschnell hinausgeschoben. Der junge Mann steht jetzt innen vor der Tür, Konrad brüllt draußen. Ein paar Leute wollen herein. Der junge Mann gibt einem anderen jungen Mann ein Zeichen und der lotst die Leute bei einer Nebentür herein. Dann deutet er mir und zeigt nach hinten. Einer der Sozialarbeiter ist jetzt frei.

“Fünf Minuten habe ich Zeit. Dann kommt der Nächste.”

Er nimmt mich mit in ein Besprechungszimmer. Zwei Fragen, zwei Antworten. 1) In der JOSI werden, so wie in der Gruft, nur Leute im Rahmen der Wiener Wohnungslosenhilfe, sprich: Sozialhilfe (Mindestsicherung) betreut, alle anderen werden in ‚die Lacknergasse‘ geschickt (Tageszentrum St. Josef). Die große Problemgruppe derzeit sind die arbeitslosen EWR-Bürger, bei denen die Voraussetzungen für das Aufenthaltsrecht nicht mehr gegeben sind. Für sie gibt es nichts. Keine Sozialhilfe (Mindestsicherung), keine Grundsicherung, keine Schlafplätze, eigentlich auch keine Tageszentren, weil sie eigentlich gar nicht mehr in Österreich sein dürften. 2) Konrad kennt er. Er bekommt Sozialhilfe und hatte auch eine Wohnung oder ein Zimmer über die Wohnungslosenhilfe. Er war aber derart aggressiv, dass man ihn hinausgeworfen hat. Deshalb ist er jetzt wieder auf der Straße. Würde er nicht so viel trinken, würde er vielleicht nicht so aggressiv sein, er würde jederzeit ein Zimmer bekommen. Ein Kopf kommt bei der Tür herein. Der Nächste. Ich hinaus. Ein letzter Blick ins Gewühl, dann durch die Nebentür auf die Straße. Ein paar Meter weiter vor dem Hauptein/ausgang schreit Konrad immer noch. Am liebsten würde ich ihm einen Arschtritt verpassen. Schwimmt wie eine Made im Speck im Sozialhilfetopf, plärrt herum, wenn man ihm nicht zweimal am Tag ein warmes Essen serviert, nimmt Leuten, die im Gegensatz zu ihm keinen Cent vom Staat bekommen, Bett und Essen für 1 Euro weg, stinkt, spuckt, schreit und

lässt sich von einer Gruppe saudummer Ehrenamtlicher durchs Leben tragen. Über wen ärgere ich mich mehr - über ihn oder über mich?

Sozialmarkt Wien Neubau: Laut WienPlan Öffnungszeiten Mo bis Fr, 10 bis 14 Uhr. "Heute wegen Umbau geschlossen". Ein Blick durch die Glasfront. Groß. Wie ein Supermarkt. Noch ein Anschlag: "Öffnung des SOMAS um 10 Uhr. Nummernausgabe für die Ausstellung der Einkaufspässe ab 9:30 Uhr ... bla, bla, bla, ... Das Betreten des SOMAS ist nur mit gültigem Einkaufspass gestattet." Viele Leute kaufen hier ein. Immer wieder kommen welche, wollen hinein, vorwiegend Frauen mit Kinderwagen und Kindern, dann entdecken sie das Schild und gehen wieder.

Vinzi Markt: Nicht geschlossen. Nicht groß. Dafür etwas großzügigere, aber komplizierte Öffnungszeiten. Viele Informationen vor dem Eingang. Auch ein großer Zettel mit: "Ehrenamtliche Mitarbeiter werden gesucht."

Die Frau an der Kassa freundlich, die Leiterin auch. Freilich kann ich mich umschauen. Der Markt bekommt die Sachen gratis, erklärt sie mir, während sie mich herumführt, entweder Spenden oder die Verpackung ist beschädigt oder die Ware ist abgelaufen, aber noch gut, alles, was sonst weggeworfen würde. Süßes wird wenig weggeworfen. Drei lila Schokoladehasen teilen sich ein Regal mit fünf Packungen Waffeln. Daneben türmt sich das Calgonit, gegenüber ein Kleiderständer, Nachthemden in Reih und Glied neben dem Schrank mit den Tiefkühlsachen, ein Trittroller, "Wir nehmen alles, was wir kriegen.", Obst und Gemüse überbraucht, frische Wurst sehe ich nicht, frischen Käse auch nicht, viele "Waren abgelaufen aber in Ordnung", vor allem bei den Milchprodukten.

Insgesamt: nicht viel. Verglichen mit einem Supermarkt mager, Haut und Knochen.

Tageszentrum St. Josef oder ‚die Lacknergasse‘: Laut WienPlan Öffnungszeiten Mi bis So, 8 bis 15 Uhr.

Tür zu, versperrt, darauf ein Zettel: "Während der Ausspeisung 12:00 - 12:30 Uhr kein Zugang oder Zutritt von außen". Es ist 12:30 Uhr. Ich läute. Eine dünne, zahnlose Frau mit Zigarette öffnet, lacht mich an.

"Willkommen in der Wärmestube!"

Ein Blick auf die vollgefüllten Tische. Jeder Sessel besetzt. Die Teller noch voller als die Tische. Nein. Fertig. Meine Sightseeingtour ist beendet.

Er hat es geschafft! Der alte Mann mit den vielen Krätzen. Er war beim Arzt und ist selig. Mindestens eine halbe Stunde rennt er in Pullover und Unterhosen durch die Gegend (offenbar war er vorher unter der Dusche) und erzählt, wie freundlich ‚die auf der Klinik‘ gewesen sind. "Warum sind Sie denn nicht schon viel früher gekommen?", hätten sie gesagt. Er lacht auf seiner rosaroten Wolke.

„Jetzt ist es fix. Wir müssen hier hinaus. Wir sperren mit 30. April zu ...“

Albrecht erzählt von Baubewilligungen, Umwidmungen.

„Aber wer weiß. Vielleicht tut sich ja noch ein Ausweg auf, ein Schlupfloch.“

Ich habe noch nie so ein bis ins letzte Hautflankerl freundliches Gesicht gesehen.

„Und wenn nicht. Wir finden sicher bald eine neue Bleibe!“

Eine obdachlose Notschlafstelle ... 100% Ehrenamt nützt nichts, wenn kein Haus mehr da ist. Deshalb ist ab 1. Mai die Tür zu. Dann heißt es aus-, zusammen- und das Feld räumen. Das Gebäude soll künftig anderweitig verwendet werden.

Jetzt kommt die warme Jahreszeit. Spätestens in sechs Monaten ist es wieder saukalt und es gibt mit Sicherheit mehr Obdachlose als jetzt.  
Wie heißt es bei 'Licht ins Dunkel'? Ist da jemand?

20 Sekunden (oder waren es 40?) und das Dach über dem Kopf ist weg. Italien. Abruzzen. L'Aquila. So schnell geht das. Die Erde schüttelt sich ein bisschen und ... 10.000. 70.000. 100.000. Die Zahlen fliegen durch die Gegend wie die Milliarden der Konjunkturpakete. Statt Euro/Dollar Obdachlose.

Wieso lassen sich die Leute nicht helfen? Wieso verlässt eine Frau jedes Mal die Gruft, bevor der Louise-Bus (sprich: der Arzt) kommt? Man überlegt mittlerweile schon sie auf Grundlage eines psychiatrischen Gutachtens wegen Selbstgefährdung einliefern zu lassen, bevor es zu spät ist und ihr die Beine abgenommen werden müssen. Wieso tut ein Mensch so etwas? Wieso schläft jemand sogar bei Minusgraden lieber auf einer öffentlichen Toilette oder in einem Abbruchhaus als in einem warmen Bett oder zumindest auf einer Matte in einem geheizten Raum?

In den Ländern der dritten Welt laufen Menschen als Krüppel herum oder sterben, weil keine Hilfe für sie da ist. Bei uns laufen manche lieber als Krüppel herum oder sterben, als die Hilfe, die rund um die Uhr da ist, anzunehmen. Krass. Wer ist hier ärmer?

"Viele erkennen ihre Lage nicht, wollen sie nicht wahrhaben."

Wer will die Scheiße schon sehen, in der er sitzt, noch dazu die, die er selber hingeschissen hat. Tun ‚wir‘ etwas anderes als ‚sie‘? Sitzen zwischen Atomkraftwerken und -bomben und schwärmen von sauberer Energie, vergiften uns und die Welt um uns herum jeden Tag ein bisschen mehr und konferieren über den Klimawandel, bis im Regenwald kein Baum mehr steht. Man tut, was man kann und wenn man nicht kann, tut man, als wäre alles bestens. Wer Geld hat, kauft sich einen Porsche, wer keines hat, eine Tafel Schokolade. Wie sollen wir mit dem Elend der Welt umgehen, wenn uns unser eigenes auffrisst? Ein paar Flugstunden weiter verhungern Menschen. Was macht das schon? Wir verhungern auch. Man gewöhnt sich daran. Wer liefert uns ein?

Heute wird's ernst! Heute stehe ich da mit meinen nicht vorhandenen Kochkünsten und fünf Liter Kartoffelgulasch von gestern für 40 Leute (denke ich, während ich von der U-Bahn-Station Richtung Notschlafstelle marschiere), weil die zweite Ehrenamtliche, die sich für den Küchendienst eingetragen hat, erst um 18:30 Uhr kommt und um 19 Uhr das Essen auf dem Tisch stehen soll. Das heißt, ich habe jetzt (jetzt ist 17 Uhr) zwei Stunden Zeit für:

- 1) eine Bestandsaufnahme - was ist außer dem Kartoffelgulasch an Ess- bzw. Kochbarem im Keller, Tiefkühler, Eisschrank,
- 2) notfalls einkaufen gehen,
- 3) ein paar Kilo Zutaten schneiden,
- 4) damit einen 10 Liter Topf oder drei Backbleche oder von jedem etwas füllen und zwar mit etwas füllen, das
  - a) 25-30 Leute satt macht,
  - b) möglichst nicht viel kostet,
  - c) nicht ewig kochen, dünsten oder braten muss und
  - efgh) gut schmeckt.

Ich sehe mich schon den Zauberstab auspacken oder 200 Brote streichen und den Code für die Eingangstür habe ich auch vergessen und das Diensthandy liegt in der leeren Notschlafstelle und erzählt mir etwas am Tonband und ...

“Heute geht’s dir gut! Heute brauchst du gar nichts kochen!”

Albrecht steht hinter mir mit einer riesigen, blauen Ikea-Tasche, grinst.

“Meeresfrüchteauflauf! Hat uns eine Haushaltsschule geschenkt!”

Meeresfrüchteauflauf, Gemüseauflauf, eine Kasserolle mit einer ziemlich guten Sauce, jede Menge Nudeln sind noch im Kühlschrank, das Kartoffelgulasch. Wir trinken Kaffee. Länger als anderthalb Stunden kann das vorsichtigste Aufwärmen nicht dauern.

Warum will jemand nicht? Ich kann es drehen und wenden, wie ich will, ich lande immer wieder bei dieser Frage. Sie richtet sich an dich und an mich. Du bist hier und die Realität ist dort. Du willst mit der Realität nichts zu tun haben. Die Hände, die sich dir entgegenstrecken, gehören auch zur Realität. Du schlägst sie aus. Weg. Du gibst ihr keine Chance. So kannst du dein schwarzes Bild von ihr behalten. Auch ein Weg. Es war auch einmal mein Weg. Vielleicht bin ich deshalb jetzt hier.

„Zwiebel schneiden und Zucker dazu und dann ca. 8 Stunden warten, bis sich der Zucker aufgelöst hat. Dreimal am Tag ein Esslöffel von dem Saft und der Husten ist weg.“

„Darf ich kosten?“

Der Mann hält mir bereitwillig das Glas her.

„Trauen Sie sich nur!“

Wie der Saft schmeckt? Wie Zwiebel und Zucker ... Trotzdem. Vielleicht probier ich’s beim nächsten Husten, wenn ich es schaffe daran zu denken, bevor der Automatismus mich in die Apotheke zerrt.

Ich denke es mir oft: dass ich ein Idiot bin. Ich fresse das chemische Zeug, gebe viel Geld dafür aus, habe keine Ahnung, was ich da fresse, und die natürlichen Alternativen, die mich umgeben und noch dazu wesentlich kostengünstiger sind, nütze ich nicht. Idiotie dürfte sogar der fachlich korrekte Begriff für diesen Zustand sein.

Beim Spaziergehen dämmert mir diese Erkenntnis besonders oft. Ich gehe wie ein Fremdkörper durch die Natur, die doch eigentlich mein Zuhause ist. Um mich herum kann Gift wachsen oder das Gesundeste vom Gesunden. Ich erkenne es nicht. Ich sehe jedes Kraut, die Gräser, man könnte mir Wurzeln vorlegen, ich würde mich nichts davon zu essen getrauen. Bei einem Tier würde man sagen, in Gefangenschaft geboren und aufgewachsen. Würde man mich irgendwo aussetzen, ich wäre nicht überlebensfähig. Hätte ich Papier und Bleistift mit, würde ich wahrscheinlich (be)schreiben, wie ich zugrunde gehe.

“Was soll ich allein in der Wohnung?“

Ein ehemaliger Notschlafstellen-Gast, der fast täglich in die Notschlafstelle auf Besuch kommt. Neben ihm sitzt ein weiterer ehemaliger Notschlafstellen-Gast, der fast täglich in die Notschlafstelle auf Besuch kommt. Er nickt. Die beiden sind sich einig. Jeder von ihnen hat mittlerweile eine Wohnung. Trotzdem sind sie fast jeden Tag am Abend hier. Verstehe ich. Ich fühle mich hier auch wohl.

Konrad schläft fast nie in der Notschlafstelle. Er kommt so gut wie jeden Abend, aber er verbringt nur ein paar Stunden hier, streitet meistens mit ein paar Gästen,

sitzt oder steht am liebsten in der Küche bei den Ehrenamtlichen, erzählt jedem, der seinen intensiven Geruch aushält, bereitwillig und freundlich seine Geschichten, isst (ein bisschen), hin und wieder geht er sogar duschen. Er ist gerne hier, aber schlafen geht er lieber hinaus. Auch im Winter, hat man mir erzählt, bis auf einzelne, auch für ihn zu kalte Nächte. Er hat seine Plätze, seinen Schlafsack. Er wohnt auf der Straße. Konrad ist ausgewildert. Er ist in Wien zuhause. Das sind seine vier Wände.

Wie ein Gewitter, das aufzieht. Ein lautes Wort. Ein paar Wörter dazu. Einer steht auf. Zwei. Fünf. Brüllen aufeinander ein. Zehn. Worum geht es bitte? Im Augenwinkel weiße, wallende Haare, ein knallblaues T-Shirt huscht vorbei, taucht in den Haufen hinein, stellt sich in die Mitte. Gerade rechtzeitig, bevor die Fetzen fliegen. Albrecht sagt kein lautes Wort. Stellt ein paar freundliche Fragen. Die Stimme ruhig. Das Geplär ebbt ab. Sogar einzelne Sätze sind wieder verständlich. „Aber er hat mir ...“ „Nein. Habe ich nicht!“ Es wetterleuchtet noch ein bisschen. Grummeln. Super ...

Notschlafstellen sind Persönlichkeiten, jede unverwechselbar, nicht austauschbar gegen eine andere. Jede ist in ihrer Art notwendig, ihr Eigensinn gefragt, auch gefordert. Nicht jede ist für jeden geeignet, auch nicht für jeden Ehrenamtlichen. In jeder sind so gut wie täglich alle Betten besetzt, belegt. Keine dieser unscheinbaren Kostbarkeiten sollte geschlossen werden dürfen, weil nicht genug Geld aufzutreiben ist für ein Dach über ihrem Kopf. Irgendjemand müsste verbieten, dass Menschen auf die Straße geschickt werden mit ihren Säcken voller (Un)Fähigkeiten, (Alp)Träume und Ideale, nur weil daraus kein Geld zu machen ist und dafür sorgen, dass es einem nicht so schwer gemacht wird mehr oder etwas anderes mit/in seinem Leben anzufangen als den Konsum anzukurbeln, damit die Wirtschaft wieder auf die Beine kommt, diese dicke, fette Kuh.

In einer Pressekonferenz wird der Erste Österreichische Demenzbericht präsentiert: 100.000 demenzkranke Österreicher, Tendenz stark steigend ([www.wgkk.at](http://www.wgkk.at)). Demenz kann definiert werden als „ein Defizit in kognitiven, emotionalen und sozialen Fähigkeiten ... Am Anfang stehen Störungen des Kurzzeitgedächtnisses und der Merkfähigkeit, im weiteren Verlauf verschwinden auch bereits eingeprägte Inhalte des Langzeitgedächtnisses, so dass die Betroffenen zunehmend die während ihres Lebens erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten verlieren“ (Wikipedia 04/09). Auch eine Form der Obdachlosigkeit. Ein Haus, das sich langsam leert. Bis 2050 wird (laut Demenzbericht) mit 270.000 Demenzkranken gerechnet, also mit fast dreimal so vielen. Das ist eine Stadt, nicht so groß wie Wien, aber größer als Graz, die am Weg zu einer Geisterstadt ist. Wenn man das Wort beim Wort nimmt (lat. dementia ‚ohne Geist‘).

“Ihr hobt’s ma imma g’holfn.”

Der Countdown läuft. Die Zeit der leisen, gegenseitigen Dankeschöns.

“Der 30. April wird sicher nicht der letzte Tag sein, an dem wir offen haben. Ein, zwei Wochen machen wir im Mai noch weiter. Bis wir alle gut untergebracht haben.”

Wo wird der alte Mann hingehen? Er isst fast nichts mehr.

“Mein Magen. Er verträgt das Essen nicht. Der Alkohol.”

Er hat so ein gutes, freundliches Gesicht.

“Auf die Donauinsel wahrscheinlich. Auf die Donauinsel werden viele gehen.”

Und wenn es dann wieder kalt wird? Wie viel hält ein Körper aus? Aber vielleicht stellt sich die Frage für ihn im Herbst nicht mehr.

Es ist jedes Mal das Gleiche. Ich weiß, dass etwas zu Ende geht und ich weiß es nicht. Es dauert ewig, bis es zu mir durchdringt. Und dann tut es weh.

Hoffnung, Hoffnung ... Ein Artikel in der Presse, die Politiker sind auch brav bis auf ... eh schon wissen, das Wetter ist traumhaft, auch das Menü lässt sich sehen: als Aperitif frisch gepresster Apfel- und Karottensaft („Wir müssen das viele Obst und Gemüse verbrauchen!“), dann Gemüselasagne, Linsensuppe, Gemüsesuppe, Hühner- und Gemüserisotto (ich würde Paella dazu sagen), Rindschnitzel und Gurkensalat sind auch noch da, dann Schüsseln voller Weintrauben. Herz, was willst du mehr.

Und haufenweise Ehrenamtliche. Jeder will die Zeit, die noch bleibt, nützen, so viel wie möglich hier sein, kochen ... Albrecht ist fast ein bisschen verzweifelt.

„Ich bitte euch: Verkocht das, was da ist! Bringt nicht so viel mit! Verwendet auch das, was am Vortag übriggeblieben ist! Ich muss jetzt jeden Tag so viel wegwerfen! Es ist so schade um die vielen guten Sachen!“

Da kann ich vorzeitig davon flitzen und zu einer Lesung gehen: Haydn, die Jahreszeiten. Komm, holder Lenz, oh komm!

Verhaltensforscher UND Psychiater müsste man sein. Oder man dürfte nicht wissen wollen, warum Menschen sind, wie sie sind, warum sie sich verhalten, wie sie sich verhalten und wie man sich ihnen gegenüber ‚richtig‘ verhält.

Eine Frau: Um die Fünfzig, selbstbewusstes Auftreten, intelligent, redet gern, flüssig, gut, hat mit Sicherheit eine gute Ausbildung, auch Berufserfahrung, Erfahrung im Umgang mit Menschen, sie könnte eine Führungsposition einnehmen, Vorträge halten, man würde ihr zuhören, glauben, was sie sagt, nur fragen dürfte man sie nichts, denn Antworten bekommt man von ihr keine außer „darüber möchte ich jetzt nicht reden“ oder „im Grunde ist das alles so geplant“ oder „das ist Teil meiner Ausbildung“ und an den fehlenden Zähnen dürfte man sich nicht stoßen. Warum sie nicht in eine Einrichtung der Stadt Wien geht?

“Das ist nicht mein Stil.”

Ein Mann: Auch um die Fünfzig, auch selbstbewusstes Auftreten, auch intelligent, außerdem temperamentvoll, kräftig, sportliche Statur, trinkt nicht, nimmt keine Drogen, ist nicht ungepflegt, spricht ausgezeichnet Deutsch, die Zähne weiß und in Reih und Glied, nichts, das darauf hindeuten würde, dass dieses herrische Arschloch auf der Straße lebt, ein arbeitsloser Portugiese, der in Österreich keinen Anspruch auf irgendetwas hat, Tag für Tag in eine Notschlafstelle kommt, die zu hundert Prozent von Ehrenamtlichen in ihrer Freizeit geführt wird, oft nicht einmal den einen Euro für die Übernachtung und das Essen bezahlt, dafür aber ein Verhalten an den Tag legt, als wäre er in einem Fünf-Sterne-Hotel und würde nicht ausreichend bedient.

Ein paar chronische Sozialhilfe-Bezieher: Sie streiten zwar ununterbrochen, aber in einem Punkt sind sie sich einig: Der Staat ist völlig daneben. Spendet Milliarden ins Ausland, aber für die Österreicher tut er nichts.

“Es gibt keine einzige Einrichtung, in der man halbwegs Annehmlichkeiten hat.”

Ein österreichischer Flüchtling: Schulabbrecher, mit siebenundzwanzig immer noch ohne Job und wehe dem (Job), der sich ihm in den Weg stellt, blickt auf seine ‚gutbürgerliche‘ Familie herab, die ihn ‚versaut hat, ausgesaugt‘, wie er sagt, und (momentan noch) erhält, hält sich die Welt mit verkehrten Fragen vom Leib (etwa,



wie Staaten mit Menschen umgehen, die nicht arbeiten und auch keine Sozialhilfebezieher sein wollen) und bleibt sich selbst jede Antwort schuldig. Der ganz normale Wahnsinn. Kunst der Gegenwart. Es lesen die Autoren ...

“Auf die Bücher müsst ihr aufpassen, ihr habt so viele gute.”

Der Mann sitzt mitten im Getümmel und liest ein Buch über Karl den Großen.

“Ich lese viele Geschichtsbücher.”

Rundherum wird gegessen. Der Fernseher läuft.

“Ihr dürft sie nicht wegwerfen, wenn ihr zusperrt.”

Ich würde ihm gern viele Fragen stellen. Aber bevor ich dazu das Recht hätte, müsste ich mich viel tiefer einlassen, viel mehr von mir hergeben, zugeben, dass ich auch eine bin, die ‚nutzlos auf der Parkbank sitzt und sich eine Zigarette dreht‘. Ich versuche zu entdecken, wie alles mit allem zusammenhängt, alles als alles zu begreifen, auch mich. Darauf reduziert sich mein Leben. Und dabei schreibe ich. Noch.

“Lasst ihr heute die Leute hungern?”

Das portugiesische Arschloch, als ich ihm nicht den verlangten Berg Gemüse auf den Teller schaufle sondern nur ein Häufchen, damit alle etwas von dem Gemüse bekommen. Ich bin davon überzeugt, er wird bei den letzten sein, die in den nächsten Tagen auf die Straße gesetzt werden müssen, damit die Notschlafstelle geschlossen werden kann. Er nutzt die Gutmütigkeit der anderen bis zum letzten Tropfen und ist dabei noch unverschämt.

Dir wünsche ich, dass du in keiner der ehrenamtlich geführten Notschlafstellen unterkommst, auch wenn andere für dich als arbeitsloser EU-Ausländer nicht in Frage kommen dürften. Für Leute wie dich sind diese Einrichtungen nicht gedacht.

“Er schießt sich an, im wahrsten Sinn des Wortes”, beantwortet Albrecht meinen entsetzten Blick auf die dunkelbraune Unterhose des Mannes, der eben noch bei uns am Tisch gesessen ist und jetzt auf eine Tür zusteuert, hinter der eines von acht Betten auf ihn wartet. Ein Gedanke, der wie ein Feuerwerk in meinem Magen explodiert: Ist er auf dem Stuhl, auf dem ich jetzt sitze, auch schon gesessen? Krätzen. Scheiße. Was sonst noch? Albrecht nickt.

“Ich wechsle seine Bettwäsche jeden Tag. Und er bekommt jeden Tag zweimal eine frische Unterhose von mir. Deshalb haben wir immer so wenig lange Unterhosen.”

„Geht er nicht zum Arzt?“

„Nein, zum Arzt geht er nicht. Er geht nie zum Arzt. Einmal bestand sogar der Verdacht auf offene Tuberkulose. Das war ein Zirkus! Ich habe ihm sogar Hausverbot angedroht. Nichts zu machen. Zwei Ehrenamtliche haben ihm angeboten ihn zur Untersuchung zu begleiten. Nichts. Beim ersten Versuch ist er davongerannt, beim zweiten ist er gar nicht erst am vereinbarten Treffpunkt erschienen. Der dritte Versuch war dann erfolgreich: Ich habe in der Früh vor dem Haus mit dem Auto gewartet, bis er bei der Tür herauskommt, habe ihn einfach eingepackt und bin mit ihm ins Krankenhaus gefahren. Der Verdacht hat sich zum Glück nicht bestätigt. Aber das Seltsame ist noch nicht vorbei: Anstatt sich zu freuen, ist er dann drei Wochen nicht bei uns aufgetaucht!“

Die Stirn, die Nase aufgeschlagen, überall schwarzes, geronnenes Blut. So sind wir ins Reden gekommen. Ich habe ihn gefragt, wie das passiert ist. Hingefallen, Kreislauf, passiert immer wieder, hat er mir erzählt und dass er mit drei anderen auf die Donauinsel übersiedeln wird, wenn die Notschlafstelle zusperrt. Je zwei

Personen in einem Zelt. Dann ist er aufgestanden, angeschissen. Wer ist der Zweite mit ihm im Zelt?

Was wird aus diesem Menschen, wenn kein Albrecht mehr da ist? Müsste man die Bestellung eines Sachwalters bei Gericht anregen? Das wäre wahrscheinlich das Schlimmste, was man ihm antun könnte. Aber was ist mit uns? Er lässt uns biedere Bürgerlein einfach im Regen stehen mit unserem Recht und unserer Vorstellung von Ordnung und besteht darauf in seinem Dreck zu verfaulen.

Aufräumarbeiten und Abbruchstimmung.

Ein Buffet aus den Tiefkühlschränken, bunt durcheinander Fleischknödel, Spinatnudeln, Kroketten, gefüllte Palatschinken, Unmengen gefüllter Fisch, Rotkraut, Karotten, Tiramisu, Schokolade. Die Vorräte sind fast so unerschöpflich wie die Gäste. 27 Betten sind eine Woche nach dem eigentlichen Schließungstermin noch belegt.

Viele wollen einfach nicht wahrhaben, dass es zu Ende ist. Sie blenden die Schließung aus, wie sie alles ausblenden, was sie nicht wahrhaben wollen. Andere lassen es/sie auf sich zukommen, wie sie jeden Tag auf sich zukommen lassen. Bei einigen werde ich den Eindruck nicht los, sie reden zwar viel, tun aber nichts. Nur einige bemühen sich wirklich und haben trotzdem noch keinen Platz gefunden. Unterm Strich: Jeder verhält sich, wie er sich immer verhält.

Und wie sehen die gefundenen Plätze aus?

Ein Mann ist in U-Haft und wird vielleicht das nächste Jahr im ‚Häf’n‘ verbringen (nichts Schlimmes, nur alle Ersatzfreiheitsstrafen absitzen, die sich angesammelt haben), einer kommt für zwei Monate bei einem Bekannten unter, der gerade einen Entzug macht und dessen Wohnung oder Zimmer daher leer steht, der Engländer, der kein Wort Deutsch spricht, hat gemeinsam mit anderen eine Wohnung gemietet, einige haben sich vorübergehend bei Bekannten oder Verwandten einquartiert, etliche sind auf die Donauinsel gezogen, etliche werden das noch tun (müssen), ein paar haben die verbleibenden privaten Notschlafstellen bis zum letzten Bett aufgefüllt, einige Sozialhilfeempfänger werden den ungeliebten Weg zu P7 und damit in ein Nachtquartier und vielleicht ein Wohnheim der Stadt Wien antreten müssen, die angehende Frühpensionistin etwa, die mir vor einer Woche noch erklärt hat, dass diese Heime nicht ihrem Stil entsprechen.

Wer bleibt über?

Im Wesentlichen EU-Ausländer (soll heißen: Unionsbürger, die nicht österreichische Staatsbürger sind), die die Zeit übersehen haben und für die jetzt kein Platz mehr in den privaten Notschlafstellen ist. Und die, die keine Lösung für ihr Problem finden wollen. Der blasse Grieche mit der Essstörung etwa. Er ist nicht nur deshalb noch hier, weil er EU-Ausländer ist. Er steht sich selbst im Weg. Einerseits erzählt er von Angstzuständen, weil er noch keinen Platz gefunden hat und ich bin überzeugt, er hat diese Angstzustände. Andererseits rührt er keinen Finger und wenn ihm ein pensionierter Rechtsanwalt ein Zimmer in einem Hotel und ein Handy anbietet als Leistung dafür, dass er für ihn einkaufen geht und verfügbar ist, falls er irgendetwas braucht, lehnt er ab, weil er nicht verfügbar sein will, dabei hat er immer wieder von diesem Rechtsanwalt erzählt, dass er schon für ihn gearbeitet hat und wie gern er wieder für ihn arbeiten würde und er hat das alles ernst gemeint, als er es erzählt hat. Er ist einer von den Gästen, die man aufgrund ihres Aussehens und Auftretens nie in einer Notschlafstelle vermuten würde, die aber ganz typisch Dauergäste in Notschlafstellen sind. Ich meine das nicht

abwertend. Ich glaube, ich fange an diesen Satz langsam aber doch zu begreifen: "Wir nehmen unsere Gäste, wie sie sind. Sie sind nicht umsonst hier."

Die erste Nacht ‚draußen‘.

Auch für Albrecht war heute Nacht die erste Nacht ‚draußen‘. Wie fühlt sich das an, wenn man Woche für Woche, Monat für Monat ein Jahr lang im Durchschnitt jeden zweiten/dritten Tag Abend- und Nachtdienst gemacht hat? Was in den Nachtstunden so viel heißt wie: irgendwann nach Mitternacht die letzten einsammeln bzw. überreden ins Bett zu gehen, eine Runde durch die Zimmer drehen, später wieder eine Runde, schauen, ob alles in Ordnung ist, Streitigkeiten schlichten (gibt es genug, auch in der Nacht), die Rettung holen (nicht wegen der Streitigkeiten, ganz normale Dinge wie Kreislauf, Herzinfarkt), um 6 Uhr den ersten Weckruf tun, um 6:30 Uhr den zweiten, Tee kochen, Kaffee, die Leute bis spätestens 8 Uhr bei der Tür hinausbringen (auch an Regentagen, kalten Tagen, saukalten Tagen, auch wenn es dem einen oder anderen körperlich, psychisch nicht gut geht), zusammenräumen, saubermachen ... Ohne einen Cent dafür zu bekommen. Wie fühlt sich das an, wenn DAS nicht mehr da ist?

Ein dunkelblauer Morgen, Wind, in der Nacht hat es geregnet.

Ein paar traurige Gestalten sitzen vor halbvollen Tellern. Können nicht vor und nicht zurück. Haben keinen Platz. Hier nicht und dort nicht, wo sie irgendwann einmal zuhause waren. Sind vor Jahren nach Österreich gekommen auf der Suche nach einem besseren Leben. Schließlich gehören wir alle zur EU. Dass der österreichische Arbeitsmarkt für sie noch nicht offen ist, haben sie anscheinend nicht bedacht, der Sozialhilfetopf auch nicht, und die Hürden des Ausländerbeschäftigungsgesetzes haben sie nicht geschafft. Sprich: Sie haben auf der ganzen Linie versagt. Planung und Ausführung untauglich. Die Brücken hinter sich haben sie abgebrochen und eine Brücke nach vorne gibt es für sie nicht. Schlafen wo? Das sagen sie nicht. Sie sind vorsichtig geworden. Vielleicht unter der Brücke, die es für sie nicht gibt. Für sie gibt es nicht einmal ein Bett der Wiener Wohnungslosenhilfe. Auch in die Gruft dürfen sie nicht. Sie dürfen nicht auf einer Matratze zwischen 100 Matratzen schlafen. Sie dürften auch unter der Brücke nicht schlafen. Weil sie ohne Geld und ohne Arbeit gar nicht mehr hier sein dürften.

Das Recht sich ohne Bedingungen und Formalitäten in Österreich aufzuhalten steht einem EWR-Bürger nur für drei Monate zu. Wer länger bleiben will, darf das nur ‚nach Maßgabe des 4. Hauptstückes des 2. Teiles des Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetzes‘, sprich: er muss einige Voraussetzungen erfüllen und sobald er die nicht mehr erfüllt, fehlt ihm das Aufenthaltsrecht. Und er ist (so die Regelung 2009 im Fremdenpolizeigesetz) auszuweisen.

Einer zeigt mir seinen Tabakbeutel. Zigarettenstummel. Kein Geld für Tabak. Zum Betteln vielleicht zu müde. Der Mann ist nicht mehr jung. Stehlen kommt für ihn nicht in Frage, erklärt er mir. Schüttelt dabei energisch den Kopf. Dann lässt er ihn wieder hängen. Erstaunlich, was Menschen aushalten ohne böse zu werden, ohne von der Brücke zu springen, unter der sie nicht schlafen dürfen. Ist das Versagen? Was ist Versagen? Ihr Traum von einem besseren Leben ist nicht in Erfüllung gegangen. Das stimmt. Sie haben es nicht geschafft ihn umzusetzen. Aber am Ende des Tages werden sie möglicherweise mehr Hürden geschafft haben und höhere als viele, die in einer Luxusvilla uralte werden.

Was bleibt übrig? Was ist wichtig am Ende? Die Mauern, in denen wir gelebt haben?

### Obdachlose Ehrenamtliche.

Ein trauriger Anblick. Zwischen 15 und 20 Leute, ein paar davon ziemlich verkühlt, sitzen in dem riesigen Veranstaltungsraum im dritten Stock mit den vielen Couchen und Tischen. Einige Couchen sind zu einem Kreis zusammengestellt, ein großer, eckiger Kreis mit viel Platz in der Mitte. Die zwei Stockwerke darunter sind (mit Ausnahme einer Wohnung, die vermietet ist) leer. Still ist es, wenn niemand redet. Albrecht bringt es auf den Punkt: "Arschkalt ist es hier."

Der Ton, soweit vorhanden, ist kämpferisch. Von Beziehungen ist die Rede, Ö3 und/oder ORF, Politik, Banken, Spendenaufrufen, -aktionen und -freudigkeit, Projektmanagement, Finanzplanung, Listen, Fristen, leeren Häusern, eine ältere Dame meint es besonders gut, sie meint, wir Ehrenamtliche sollten uns doch einfach die Kosten teilen. Unterm Strich: Ans Aufgeben denkt hier niemand, dass es das vielleicht gewesen sein könnte.

Wieso sollte es das auch gewesen sein? So viel Potential wird wohl aufgegriffen werden, das Knowhow, die Erfahrung, der Stock Ehrenamtliche, die Bereitschaft und Freude an dieser Arbeit, das sind Ressourcen, die wird man in Wien doch nicht verkommen lassen wie die paar übriggebliebenen Krätzen und Flöhe, die in den unteren Stockwerken jetzt vergeblich auf einen Wirt warten.

Trotzdem war's das. Hier, in diesem Haus, war's das. Alles andere ist noch weit weg. Hier geht jetzt die Luft aus. Auch die hundertprozentige Ehrenamtlichkeit ist zu Ende, dass niemand, ohne Ausnahme, einen Cent bekommt für das, was er tut, egal, was und wie viel er tut. Sollte sich irgendwann irgendwo etwas Neues auftun, ist Minimum ein Hauptamtlicher. "Sonst können wir es nicht mehr machen." Auch noch super. Trotzdem nicht mehr DAS.

Von den Gästen, die nicht mehr da sind, wird wenig gesprochen. Es regnet seit drei Tagen. Die Eisheiligen. Also muss man den Blick in die Zukunft richten und auf ein Dach über dem Kopf. Außerdem sind es die, die nichts sagen, die von den Gästen sprechen. Und solche gibt es einige. Eine junge Frau zum Beispiel, die zeitgleich mit mir angefangen hat mitzuarbeiten. Sie hat sich im Gegensatz zu mir innerhalb kürzester Zeit bis auf den Gipfel hinauf gearbeitet, sprich: Sie hat in den letzten Wochen schon laufend allein Nachtdienste gemacht. Sie sitzt ganz still, kein Wort.

"Lass die Sonne rein! Die Sonne schickt dir keine Rechnung!"

Ob die Eisheiligen das auch wissen? Und dass gestern und heute Europäischer Tag der Sonne ist? Ja! Ein Sonnenstrahl! Und weg ist er wieder ... Kein Wunder. Gestern war die kalte Sophie. Idiotisch eigentlich den Tag der Sonne auf die kalte Sophie zu legen. Aber wer denkt an die Eisheiligen? Von uns hat auch keiner an sie gedacht, sonst wäre die Notschlafstelle vielleicht noch diese eine kleine Woche länger offen geblieben. Idiotisch eigentlich ...

Hoffentlich haben wenigstens ihre Schlafsäcke keine Löcher.

Wien ist 2009 die Stadt mit der weltweit höchsten Lebensqualität.

Das ergibt eine Vergleichsstudie des Beratungsunternehmens Mercer zur Bewertung der Lebensqualität in 215 Großstädten. Zürich, in den letzten Jahren Spitzenreiter, liegt auf Platz 2, Genf auf Platz 3, München auf Platz 7, New York City auf Platz 49.

Bruno, der riesengroße Pole, der so gut Gitarre spielt und der sich am 8. März bei den Frauen bedankt, will wieder nach Polen. Nach Hause will er, sagt er und heult dabei fast.

Er ist einer von den Übriggebliebenen, von den EU-Ausländern, für die in der Stadt mit der weltweit höchsten Lebensqualität kein Platz ist. Die Notschlafstellen, die auch ‚solche‘ nicht von der Tür weisen, sind um eine weniger geworden und den von Pfarrer Pucher geplanten VinziPort gibt es noch nicht.

Bruno ist zwischen fünfzig und sechzig, er macht zwar einen robusten Eindruck, alles hält er aber offenbar nicht mehr aus. Wir treffen uns in ein paar Tagen am Südbahnhof und ich setze ihn in den Zug. Wenn ihn bis dahin nicht der Mut verlassen hat ...

Einen Platz habe ich schon reserviert von Wien nach Swinoujscie und ausgekundschaftet (Google macht's möglich), wo und was das für ein Ort ist.

Swinoujscie ist viel: eine Stadt an der Ostsee, eine Stadt, die an Deutschland grenzt (sie heißt auch Swinemünde, hat früher zu Deutschland gehört und war d e r Seehafen Preußens), eine Stadt, die sich über 44 Inseln erstreckt (bewohnt sind aber nur drei davon, deshalb auch ‚das Land der 44 Inseln‘) und deren Fläche von Jahr zu Jahr größer wird, weil die Ostsee immer mehr zurückweicht, ein Handelshafen, ein Ostsee- und Kurbad, ein Paradies für Wassersportler und Angler samt Vogelschutzgebiet (Kaseburger Werder), 2009 Stützpunkt für die europäische Hochsee-Segelregatta Baltic Sprint Cup, außerdem gibt es jede Menge Kultur, viel und gut Fisch essen kann man und Kultur und Fisch gemischt gibt es, jetzt im Juni etwa bei einem zehn Tage dauernden Fest: ‚die Tage des Meeres‘. Und wer trotz alledem nicht dort bleiben will, kann zu Fuß nach Deutschland gehen oder eine Fährverbindung nach Schweden oder Dänemark nehmen oder einen Zug irgendwohin nach Polen.

Ein guter Platz, Bruno. Ein Hafen zum Einlaufen, Auslaufen, was immer du vorhast.

Es ist jedes Mal aufregend, ich fürchte mich immer schrecklich, dass ich etwas falsch mache und er sich einen Flügel bricht oder sonst wie verletzt. Trotzdem gibt es kaum etwas Schöneres als einem Vogel, der sich verirrt hat - durch die offene Terrassentür verirren sich immer wieder Vögel aus dem Garten in meine ebenerdige Wohnung - die Freiheit wiederzugeben, ihn aus der Fremde wieder nach Hause zu schicken, ihm die Mauern rund um ihn herum wegzunehmen, die Enge der Wohnung zu verbieten, das Labyrinth zum Flügelbrechen. Ihm ein Fenster öffnen und keine andere Wahl lassen, alle anderen Wege versperren, Türen schließen, eine nach der anderen, bis er draußen ist wie ein Patzen Senf aus der Tube.

Es ist jetzt Ende Mai, alles blüht, wächst, der Frühling platzt aus allen Nähten, seit ein paar Tagen ist es herrlich warm, die Terrassentür in den Garten sperrangelweit offen. Diesmal ist der kleine Flügelträger sogar um die Ecke geflogen, bis zu mir an den Schreibtisch. Ich höre ein Flügelrauschen über meinem Kopf, denke ‚das gibt's nicht‘, dann sehe ich ihn am Fenster sitzen, einen Meter von mir entfernt auf der dünnen Gardinenstange und den Vorhang voll scheißen, den ich beim Osterputz frisch gewaschen habe. War eine aufregende Stunde. Jetzt geht es ihm hoffentlich wieder gut. Wird heute Nacht vielleicht einen heftigen Traum haben.

Am Südbahnhof. Bruno. Mit seinem Dolmetsch. Sehr zerknirscht. Sehr zornig. Sehr nüchtern. Wider Erwarten sehr pünktlich. Aber ohne Gepäck. Ein Missverständnis. Und ohne Gepäck kann er nicht fahren. Morgen kann er fahren. Morgen kann er sein Gepäck holen. Gut. Karte kaufen. Das ist gar nicht so einfach.

Nein, die Reservierung für heute kann man nicht auf morgen umschreiben, das hätte man spätestens gestern machen müssen, das heißt, die Reservierung für heute in den Müll schmeißen, eine Reservierung für morgen kaufen (ja, der Zug fährt täglich, trotzdem muss man reservieren, bis Katowice ist Reservierungspflicht), eine Karte dazu (nein, er will nicht über Graz fahren, warum sollte er über Graz fahren wollen, ich habe nie gesagt, dass er über Graz fahren will, ich habe Katowice gesagt, nicht Graz, weil er bis Katowice die Reservierung braucht, dort muss er umsteigen, ich will aber die Karte für die ganze Strecke lösen, also von hier über Katowice bis Swinoujscie, unglaublich, ist das kompliziert durch dieses winzige Schalterfensterchen), Geld für Karte und Reservierung durch das Schiebetürchen hinein, Karte und Reservierung durch das Schiebetürchen heraus, beides kontrollieren, Kästchen für Kästchen, gleich noch einmal (nicht, dass der arme Mann im Irgendwo landet, nur weil drei Frauen, die die gleiche Sprache sprechen, keine Karte von Wien nach Swinoujscie zustande bringen), mit diesen heiß erkämpften Schätzen in die Information gehen, dort gibt es einen Kopierer, ich brauche eine Kopie als Beleg.

Dann endlich! Bruno alles in die Hand drücken, 10 Euro für unterwegs dazudrücken, ein über und über lachendes Gesicht genießen, an eine riesige Brust gedrückt werden, "Du morgen kommen und winken!", nein sagen, ich morgen nicht kommen und winken, ich von Klosterneuburg aus winken, "Dann Telefonnummer. Ich dich anrufen, wenn in Polen!" Telefonnummer aufschreiben, wieder gedrückt werden ...

Menschen, die lange auf der Straße gelebt haben, tun sich schwer wieder anzudocken an die Norm, wie Häftlinge, wenn sie entlassen werden, sich wieder zurechtzufinden im Alltag der anderen, von der Gesellschaft wieder angenommen zu werden als Rudelmitglied. Ihr ‚Geruch‘ ist ein anderer geworden. Als hätten sie die Hautfarbe gewechselt, den Kontinent. Ein Vogeljunges, das aus dem Nest gefallen ist. Kann einem das Genick brechen, so ein Ausrutscher, Ausflug, Flugversuch, Absturz, auch wenn man den Boden unversehrt erreicht. Millionen Jahre alte Verhaltensmuster sind Computerprogramme für Roboter.

Was, wenn wir unsere eingefressenen Muster stehen lassen könnten wie ausgefressene Futternäpfe? Wenn wir es beispielsweise schaffen würden so unglaublich einfache Dinge zu tun wie die Dächer unserer Häuser weiß anzustreichen und mit weißen Autos auf hellen, reflektierenden Straßen zu fahren, wie der US-Energieminister und Physik-Nobelpreisträger Steven Chu das gestern oder vorgestern bei einem Klimaschutz-Symposium in London (05/09) gefordert hat? Weltweit.

Das Gepäck hat er vor zwei Stunden geholt, habe ich telefonisch erfragt und dass er rechtzeitig zum Zug gegangen ist. Wenn der Zug pünktlich abgefahren ist und er drinnen sitzt, ist er jetzt schon 25 Minuten unterwegs.

Alles, alles, alles Gute Bruno! Spiel in Polen ein Lied für mich, für uns! Bitte!

Matratzenstapel.

Bettgestelle.

Schwarze, pralle Plastiksäcke.

Bücherschachteln.

Geschirrberge.

Vertrocknete Blumenstöcke.

Schachbretter.

Der Fernseher.

Radios.

Bilder.

Ein paar Möbelpacker.

Eine Flöte. Klein.

Ein Knödelheber.

Arbeitslose Ehrenamtliche.

Verwaiste Fragen.

Ein Foto, das neben einer Grabkerze steht.

Ein Mann von der Hausverwaltung. Er hat die Räume aufgesperrt und wartet, bis er sie wieder zusperren kann.

Sterbebilder.

“Für die, die nicht aufs Begräbnis kommen konnten.”

Albrecht.

Es war ein Herzinfarkt.